

SCHWÄBISCHE HEIMAT



HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1961

6



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1961

12. Jahrgang

Sechstes Heft — November / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Neckarstraße 36; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Anbetung des Kindes vom Marienaltar der Herrgottskirche in Creglingen

Aufnahme: Helga Schmidt-Glaßner

INHALT

Die Verkündigung der Engel an die
Hirten

*Aus des Priesters Wernher Drei Lieder
von der Magd* 201

Der gefeite Bau

Von Adolf Schabl 202

Der Stadtbub lernt das Land kennen

Von Otto Feucht 210

Liebe kleine Griechin. Erlebnis in Ulm

Von Walter Kittel 218

Silvester eines hohenloheschen Nach-
wächters

Von Rudolf Schlauch 223

Freude

Gedicht von Friedrich Schiller 224

Freuden- und Trauertage in der Abtei
Neresheim vor 250 Jahren
(1711–1961)

Von P. Paulus Weißenberger OSB .. 225

Im Lebensgrund

Gedicht von Paul Häcker 234

Mit offenen Augen und wachen Herzen

Von Karl Fuß 235

Buchbesprechungen 236

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 239

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der I. B. Metzler'schen Verlagsbuchhandlung Stuttgart bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Die Verkündigung der Engel an die Hirten

In dieser selben heil'gen Nacht
Da hielten auf dem Felde Wacht
Bei ihren Herden arme Hirten,
Daß sie sich nächtens nicht verirrten.
Streitkolben trugen sie und Bogen.
Da kam zu ihnen hergeflogen
Ein Engel in so hellem Licht,
Daß sie erschrakten vom Gesicht.
Er tröstet sie und sagte ihnen,
Wie unser Heiland sei erschienen.
Er sprach: „Laßt eure Sorgen schwinden,
Ich komme, um euch zu verkünden,
Was Gottes Gnade eben tat.
Wißt, daß er angenommen hat
Der eignen Schöpfung Ebenbild
Und seines Vaters Rat erfüllt,
Um so die Menschenkinder alle
Zu lösen von dem Sündenfalle,
Den einst der Menschen erster tat,
Der ihn aus Paradieses statt
Verschlagen hat in dieses Tal
Des Jammers. Ja, nun ist der Fall
Und alle Schuld Adams gebüßt.
Der Heiland euch geboren ist
In Menschengestalt mit Fleisch und Bein,
Groß' Freude herrscht' nun allgemein,
So ihr auch sollt nun recht genießen.
Was die Propheten einst verhießen
Den Vätern vor so manchem Jahr,

Das ist nun worden offenbar.
Nach Bethlehem sollt ihr jetzt gehen,
Dort findet ihr und sollt ihr sehen
In einer Krippe klein das Kind,
Dem alle Reiche dienstbar sind,
Und seine Mutter auch dabei.
Bestätigung euch dieses sei,
Daß reichen Trost ihr könnet finden
In dem, was ich euch tat verkünden.“
Die Worte waren kaum verklungen,
Da hat er in die Luft geschwungen
Sich aufwärts zu den Himmelstoren,
Daß sie fast seine Spur verloren.
Und ihm entgegensah die Frommen
Ein größeres Heer von Engeln kommen,
Die Chöre seines Hausgesindes,
Der hier auf Erden eines Kindes
Gestalt indessen an sich nahm
Und uns das Heil zu bringen kam.
Sie huben an und lobten Gott
Und seine Wunder, sein Gebot,
Die Gnade sein und seine Güte.
Mit dankbar fröhlichem Gemüte
Sie liebgedrungen sangen froh:
Gloria in excelsis deo.

*Aus des Priesters Wernher Drei Lieder
von der Magd (1172)*

Der gefeite Bau

Vom Rätsel spätromanischer Bauplastik ¹

Von Adolf Schabl

Die Heimat der Hohenstaufen hat im 13. Jahrhundert keine großen Statuenzyklen aufzuweisen. Hingegen gibt es mehrere kirchliche Bauwerke, die sich durch eine Überfülle von ornamentaler Bauplastik auszeichnen, so die Johanniskirche in Schwäb. Gmünd, die Galluskirche in Brenz, die Walderichskapelle Murrhardt und etwa auch die Marienkirche in Faurndau. In Beutelsbach und anderen Orten können wir aus Resten auf das ehemalige Vorhandensein ähnlicher Bauten schließen. Worauf ist dies zurückzuführen? Der Mangel an großen Auftraggebern – die Hohenstaufen bauten damals schon an und in ihrem Südreich – erklärt höchstens das Fehlen jener Statuenzyklen. Hinzu kommt ein anderes. Die Bildhauer dieser Zyklen kamen durchweg aus dem Westen, aus Frankreich, wo sich eben die Entwicklung der figürlichen Architekturplastik vollendete; hier nahm die „moderne“ Richtung in der Plastik des 13. Jahrhunderts ihren Ausgang. In der Heimat der Hohenstaufen aber können die kunstgeschichtlichen Abhängigkeitsverhältnisse nicht nach dem Westen weisen, sie müssen nach Süden führen, um es genau zu sagen: nach Italien, nach der Lombardei, nach Apulien, nach Sizilien. Von Gmünd wurden etwa die Verbindungen nach Pavia gezogen, wobei vor allem an die mit Pflanzenornamenten, Tiergestalten und geometrischen Figuren gefüllten Rundbogenfriese gedacht wurde. Sehr wahrscheinlich waren hier lombardische Steinmetzen am Werke. Es ist kein Zufall, daß diese eigentümliche Kunstrichtung nicht nur im „Vaterland“ der Hohenstaufen, sondern auch in ihrem „Mutterland“, dem Elsaß, in Erscheinung tritt, wo die Beziehungen zwischen Andlau und der Lombardei offen zutage liegen.

Dehio hat über diese ornamentale Architekturplastik, die auf einen „modernen“ Bildhauer des frühen 13. Jahrhunderts provinziell und archaisch gewirkt haben muß, das bekannte Urteil gefällt: „Wir befinden uns bei dieser südostschwäbischen Bautengruppe gleichsam wie in einem weltabgeschiedenen, aber wohl gepflegten stillen Garten.“

Dieser „Garten“ ist freilich für den Betrachter voller Rätsel und Geheimnisse, die indessen weniger in der Form als im inneren Bedeutungsgehalt des Dargestell-

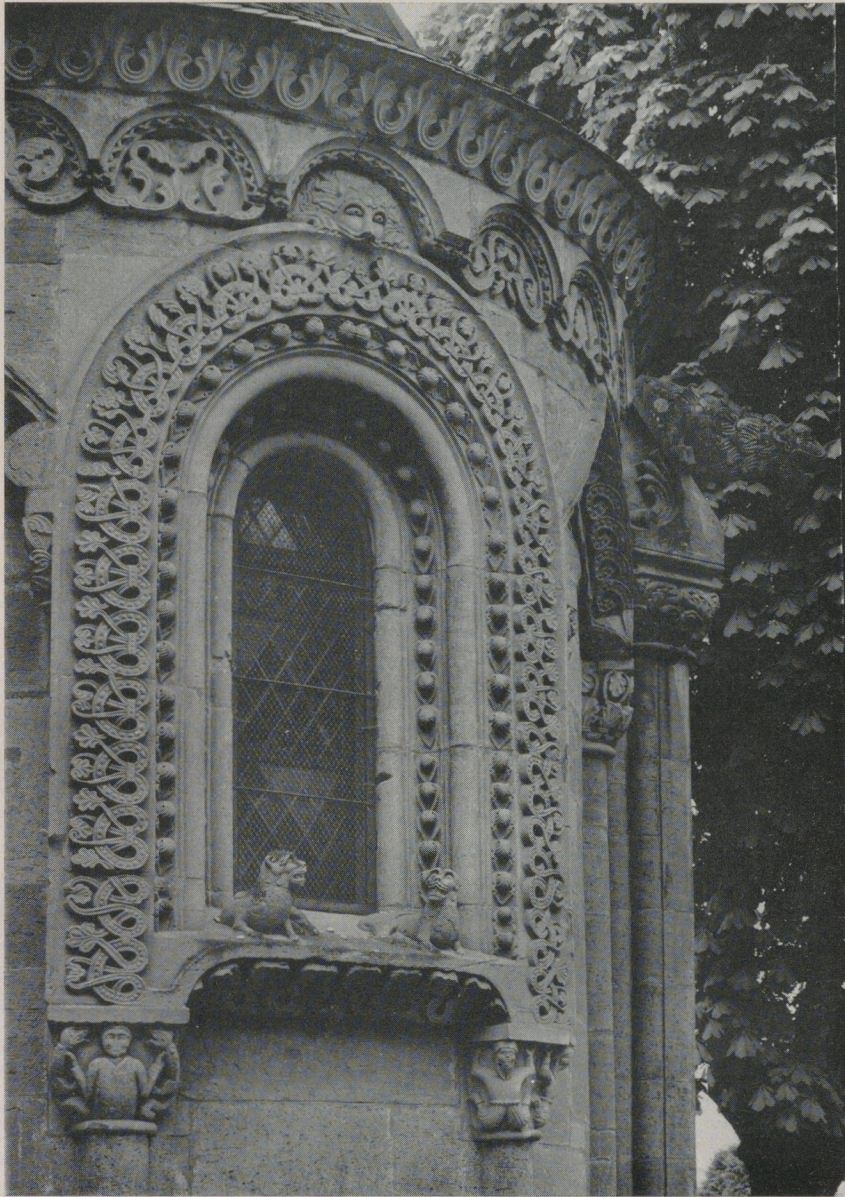
ten liegen. Ist eine Lösung dieser Rätsel, eine Entschleierung dieser Geheimnisse – und sei es nur bis zu einer bestimmten Grenze – möglich?

1. Die Tiersymbolik

Dem heiligen Bernhard verdanken wir ein kräftiges Wort an die Brüder: „Sodann in den Kreuzgängen, dicht vor den Augen der lesenden und sinnenden Brüder, was soll da diese lächerliche Ungeheuerlichkeit, dieser garstige Prunk und die prunkende Garstigkeit? Diese unreinen Affen, diese wilden Löwen, diese unförmlichen Zentauren, diese Halbmenschen, diese Tiger, diese kämpfenden Männer, diese ins Horn stoßenden Jäger? Du siehst unter einem Kopf mehrere Körper und umgekehrt auf einem Körper mehrere Köpfe; du siehst diese Vierfüßler in eine Schlange auslaufen und einen Fisch mit dem Haupt eines Säugetiers. Sie vielerlei und so Wunderbares bietet sich dar, daß es vergnüglicher scheint, in dem Marmorbildwerk als im Buche zu lesen und lieber den ganzen Tag hierüber als über dem Gesetz des Herrn zu grübeln. Bei Gott! Wenn ihr vor diesen Albernheiten keine Scham habt, so habt doch wenigstens Scheu vor den Kosten!“

Diese Worte mahnen zur Vorsicht. Sie schließen die Entstehung von Inhaltslosem aus rein formaler Fabulierlust nicht aus. Sie zeigen aber auch, daß man seinerzeit Verschiedenes in die gekennzeichneten Gebilde hinein- oder aus ihnen herauslas, was vom heiligen Bernhard als „Albernheiten“ abgetan wurde. Und es wäre viel gewonnen, wenn wir erführen, welcher Art diese „Albernheiten“ waren. Nun, da brauchen wir nur das mittelalterliche Tierfabelbuch des „Physiologus“, das wir in verschiedenen Fassungen weit bis ins 1. Jahrtausend zurückverfolgen können, aufzuschlagen ². Der Affe ist hier beispielsweise ein Sinnbild des Teufels, weil er keinen Schwanz hat und der Teufel ohne Ende verworfen wird! – Es ist wahrlich kein Wunder, daß der heilige Bernhard diesen Sinn als Unsinn ablehnte. Aber er faßt genau die Bedeutung, welcher die Figur des Affen ihre Entstehung verdankt. Und darauf kommt es uns an.

Die Angaben des Physiologus über den Löwen etwa haben den Inhalt der plastischen Darstellungen weit-



1. Apsisfenster der Walderichskapelle in Murrhardt

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

hin bestimmt³. Der Löwe hat, nach dem Physiologus, drei Naturen: 1. verwischt er seine Spuren vor dem Jäger mit dem nachschweifenden Schwanz. So verbarg „unser Herr Jesus Christus, der geistliche Löwe vom Stamme Juda aus der Wurzel Davids“ seine Gottheit, als er in den Leib der Jungfrau einging und rettete dadurch das irrende menschliche Geschlecht.

Seine 2. Natur ist, daß die Löwin die Jungen tot zur Welt bringt, nach 3 Tagen aber haucht sie der Vater an und erweckt sie so zum Leben. „So hat Gott der Vater seinen Sohn am dritten Tage auferweckt.“ In dieser Form ist der Löwe bereits an der Erhardskapelle der Comburg dargestellt, sehr sinnvoll übrigens, denn diese war eine Hl. Grab- und Auf-



Aufnahme
Landesbildstelle
Württemberg

2. Bogenfries am Langhaus der Pfarrkirche in Faurndau

erstehungskapelle. An der Fassade der Kirche von Maursmünster im Elsaß aus der Zeit um 1160 findet sich der brüllende Vaterlöwe und getrennt davon weiter unten auf zwei einzelnen Steinen zwei zu ihm senkrecht aufblickende erweckte Junglöwen. Aber auch die drei Löwen am östlichen Fenster der Walderichskapelle Murrhardt sind so zu verstehen. Oben öffnet sich der Rachen des Vaterlöwen, von dem auch die Tatzen sichtbar sind, auf dem Fenstersims aber lagern zwei zu ihm aufblickende kleine Löwen. Die 3. Natur des Löwen schließlich ist, daß er mit offenen Augen schläft, wie im Hohenlied vom Bräutigam gesagt wird: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht“ oder „Siehe, der Israel bewacht, schläft und schlummert nicht.“ In dieser Eigenschaft ist der Löwe im Scheitel der Ostapsis von Faurndau dargestellt, also vor dem Altarraum in der heiligen Richtung nach Osten gegen Morgen. Ähnlich könnte der Löwe über einer Apsis der Ellwanger Stiftskirche zu verstehen sein. Das Löwenthema führt die Eule als Tier, welches in der Finsternis (im übertragenen Sinne: dieser Welt) wacht, weiter. In Faurndau finden wir die Eule im Giebel über der Ostapsis. Das Tier über dem Mann mit dem Hammer an der Ostwand des Langhauses wurde jüngst auch als Eule ergänzt, war aber ursprünglich sicher ein Adler, wie wir ihn etwa in ähn-

licher Form über dem Westgiebel der Rosheimer Kirche erblicken, als solcher aber ein christologisches Symbol.

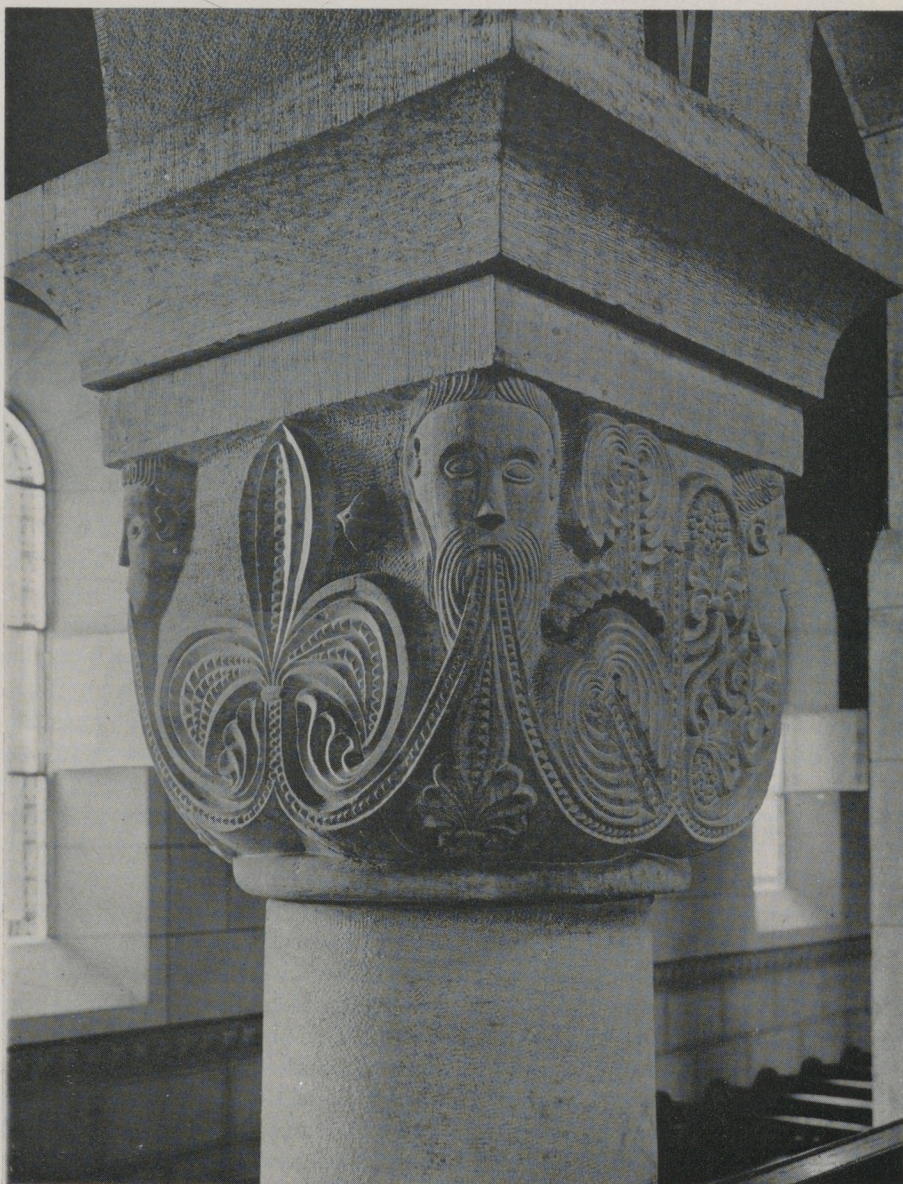
Vom Panther weiß der Physiologus, daß er drei Tage in seiner Höhle schläft. Dann steht er auf und aus seinem Rachen geht ein ungeheueres Gebrüll zusammen mit einem wunderbar süßen Duft. Daraufhin kommen die Tiere von nah und fern und sammeln sich um den Panther; nur der Drache liegt wie tot unter der Erde. Die Tiere aber folgen dem Panther. „So tat der heilige Christ, welcher der wahre Panther ist.“ Genau im Sinne dieser Erzählung ist der Panther, in spiegelbildlicher Doppelung, auf einem Bogenfeld dargestellt, das sich heute in der Kinderheilstätte Elisabethenberg ob Waldhausen befindet und wohl aus Kloster Lorch stammt. Unten liegen mit verschlungenen Hälsen zwei Drachen, darüber steht das Lamm Gottes; zur Seite erheben sich die brüllenden und duftenden Panther. In Brenz a. d. Brenz ist die Darstellung auf zwei Kapitelle verteilt: rechts am Chorbogen erblicken wir den brüllenden Panther, auf dem Kapitell der anschließenden Arkade die verschlungenen Drachen. Links am Chorbogen ist der Greif dargestellt, der als Mischung aus vierfüßigem Tier und Vogel die Mittlernatur Christi als Mensch und Gott verkörpert.

Im angedeuteten Sinne illustrativ symbolisch, lehrhaft didaktisch, ist auch das Jagdmotiv zu verstehen, welches wir hier und dort – so an der Johanniskirche Schwäb. Gmünd oder in Brenz – antreffen. Der Physiologus kennt verschiedene gejagte Tiere. Immer ist der Jäger der Teufel. Vom Hasen weiß er folgendes: „Er ist ein guter Läufer. Wenn er gejagt wird, flieht er in felsiges und ansteigendes Gelände, und dann werden die Hunde samt dem Jäger müde und haben nicht die Kraft, ihn zu erjagen, und so kommt er heil davon. Wenn er sich aber zu abschüssigem Gelände wendet, kann er nicht so gut rennen, weil seine Vorderbeine zu kurz sind, und im Nu faßt ihn der Hund. Und deshalb sucht er die Stellen, wo es nach oben geht. So auch du, Mensch, wenn du verfolgt wirst von den feindlichen Mächten samt dem Jäger, dem Teufel, . . . suche die Felsen und die Höhen . . .“ Die Regel bei den Jagddarstellungen sind darum die ins Horn stoßenden Jäger, die Hunde und gejagte Tiere, vornehmlich Hasen, der Hirsch und auch die Wildsau. Wenn dabei die Hasen die vom Teufel gejagten Gläubigen bedeuten, so wird mit dem Hirsch – nach einem Bild des Physiologus – Christus selbst, dem der Teufel auch nachstellte, gemeint sein. Ganz besonders schön ist eine solche Jagd am Chor der spätromanischen Kirche in Königsutter (im Braunschweigischen) entwickelt, wobei der von Hunden gepackte Eber ein dem Teufel zum Opfer gefallener unreiner Mensch zu sein vermöchte. Hier finden wir auch die merkwürdige Szene dargestellt, daß verfolgte Hasen den Jäger fesseln; ein entsprechendes Relief befand sich einst am untergegangenen Heidenkirchle von Kuppingen⁴ und zwar wiederum im Zuge eines Jagdfrieses. Das Motiv kommt in Märchen und Sagen vor, in symbolischer Umdeutung vermöchte es nur die Gläubigen zu bedeuten, welche den Teufel überwinden. Daß sich solche vielsagende Jagden vornehmlich an den Chören von Kirchen finden, kann nicht überraschen. Wenn wir einer solchen in Schwäb. Gmünd an der Westfassade begegnen, so liegt dies daran, daß sie hier zu anderen Motiven gehört, die alle mahnenden und warnenden, zur Buße aufrufenden Charakter haben. So erblicken wir hier, nicht zufällig, seitlich des Hauptportals, einen Drachen mit dem Oberkörper eines Bogenschützen, gegenüber einen Centauren mit Schild und Schwert. Jener ist der auf die Eingehenden zielende Teufel. Dieser, nach dem Physiologus, das Sinnbild der Häresie und aller zwischen Fleisch und Geist gespaltenen Menschen. Sogar die Sirenen – als Vogeljungfrauen – meint man zu erkennen; sie sind denen gleich, die durch ihre lieblichen, verführerischen Stimmen die Herzen der Un-

schuldigen fangen. Nicht umsonst schließt die Reliefreihen im Giebeldreieck die Figur des großen Bußpredigers Johannes d. T., des Kirchenheiligen, mit einem betenden und einem büßenden Mönch ab. Die ganze Fassade ist, wie noch weiter verfolgt werden könnte, ein einziger Bußruf.

2. Die Pflanzensymbolik

Ein viel verbreitetes pflanzliches Motiv in der Bauplastik der Hohenstaufenzeit ist die dreiblättrige Lilie. Man führt sie auf das vordchristliche Zeichen für den Lebensbaum zurück, so daß hier eine heidnische Form übernommen worden wäre und einen Bedeutungswandel im christlichen Sinne erfahren hätte. Jedenfalls bezeichnet die Lilie, wo sie in spätromanischer und auch gotischer Zeit auftritt, immer das ewige Leben, Segen und Heil. Am Sarkophag der Kinderheiligen von Lauffen, der Regiswindis, ist die Lilie als Sinnbild des Lebens dem Kreuz als Sinnbild des Todes entgegengesetzt. In Faurndau spielt die Lilie eine große Rolle, vor allem an den Apsiden und am nördlichen Seitenschiff. Ein Lilienfries – unterbrochen von Flechtwerk und Schachbrettmustern – gürtet hier schützend den Bau; daß sich in diesem Fries auch tierische Masken befinden, in deren Mäulern die Lilien enden, hängt mit Vorstellungen volkstümlichen Bannzaubers zusammen (s. u.). An einem Kapitell der Stiftskirche von Oberstenfeld scheint eine Lilie förmlich aus den Mündern von zwei der vier über Eck gesetzten Köpfe zu quellen. Der diamantartig geschliffene Knopf daneben vermöchte der „diamantene Stein Adamas“ zu sein, den der Physiologus Christus gleichsetzt. Zugleich treffen wir hier die fächerartige Palmette, deren Lebens- und Lichtsymbolik uralt ist. Ja, wir finden – neben, in ihrer Symbolik leicht verständlichen, Reben – zwei palmbaumartige Gebilde. Der Palmbaum aber ist ein im hohen Mittelalter viel verwendetes Sinnbild der Kirche und Mariä⁵. Vielleicht ist so auch der Palmbaum zur rechten Seite Christi und Mariä im Bogenfeld des Hauptportals der Johanniskirche Schwäb. Gmünd zu verstehen. Er käme in dieser Bedeutung zugleich dem viel dargestellten „arbor bona“ (Guten Baum) gleich, der als „Königin zur Rechten Gottes“ bezeichnet wird – womit seine Stellung in Schwäb. Gmünd übereinstimmte. Schwerer zu deuten ist am gleichen Ort der lindenblättrige Baum zur Linken Johannis Ev.; möglicherweise handelt es sich dabei um den Baum des Lebens, vielmehr das „Holz, dessen Blätter zur Gesundung der Völker dienen“. Auf dem Palmbaum jedenfalls sitzt ein Vogel, der ein solches



3. Kapitell in der Stiftskirche Oberstenfeld

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Blatt im Schnabel hält; ein zweiter Vogel auf dem lindenblättrigen Baum scheint herüberzuschauen.

Es sind übrigens Fälle bekannt, wo die Lilie – allerdings nicht als symbolisches Dreiblattgebilde, sondern gegenständlich natürlich entwickelt – auch als Symbol der Kirche und Mariä vorkommt, so an einem Kapitell des Magdeburger Domes. Wer einmal in die Adelphistiftskirche nach Neuweiler im Elsaß kommt, kann rechter Hand der ehemaligen Altarnische eine auf einem kelchartigen Fuß stehende dreifache Lilie in einer Mandorla (Nimbus) beobachten. Ob es sich dabei um ein Sinnbild des Altarsakramentes oder der hl. Dreifaltigkeit handelt, muß dahingestellt bleiben; sicher ist, daß damit ein Hochheiliges bedeutet werden sollte.

Einen weiteren wichtigen Einblick in die Pflanzensymbolik geben das schon erwähnte Bogenfeld in Waldhausen und das besprochene Ostfenster der Walderichskapelle. Dort nämlich werden das Brüllen und der Wohlgeruch – sinnbildlich für die Worte des Lebens aus Christi Mund – in Form von unendlichen Wellenlinien und Ranken, die aus der Panther Rachen kommen, dargestellt. In Murrhardt wird der lebenserweckende Atem des Vaterlöwen sichtbar in Gestalt eines aus seinem Maul kommenden bretzelartigen Schlingwerks, das mit kleinen Palmetten verbunden ist und das ganze Fenster seitlich umgreift.

3. Architekturmagic

Als man im 15. Jahrhundert aus der Kirche von Niedernhall zwei Arkadenpfeiler herausnahm, machte man den noch verbleibenden Pfeiler „stark“, indem man – in Bildhauerarbeit – ein Tau um ihn legte und dieses mittels eines durchgesteckten Stockes anzog. So wurde diese Stütze „fest gemacht“. Dieses „Festmachen“, das mit der magischen Absicht des Bannens im Bilde verbunden wird, treffen wir in der Spätromanik in mancherlei Formen. Oft sind es Figuren von Werkleuten, welche die Aufgabe des Stützens und der Sicherung des Baues übernommen haben. Am oben beschriebenen Fenster der Walderichskapelle Murrhardt tragen die Sohlbank zwei in figürlichen Kapitellen abschließende Dienste. Auf dem linken Kapitell ist ein „Dämonenwürger“ zu sehen, rechts erblicken wir zwei Männchen, welche die Deckplatte abstützen. Sie sind als Werkleute gekleidet: in einen „Monteuranzug“ aus „manchesterartig“ geripptem Stoff mit einem tauartig gedrehten Gürtel und haben Schuhe an den Füßen. In ähnlicher Tracht begegnet uns ein Baumeister am Südportal der ehem. Klosterkirche Neuweiler. Von hier aus sind die beiden Fi-

guren am Ostgiebel des Langhauses von Faurndau verständlich. Beide werden durch Tracht und Haarschnitt als zeitgenössische Werkleute gekennzeichnet. Die Haltung des oberen Mannes, im Giebel – somit an einer baulich höchst wichtigen Stelle –, mit auf die Knie gestemten Armen entspricht ganz seiner Aufgabe als eines im Bilde Stützenden. Die andere – stehende – Figur mit dem Klüpfel in der Hand, befindet sich über einer Konsole mit zwei januskopfartigen Masken, deren geblähte Backen und gespitzte Mäuler an gebannte Wind- und Sturmgeister denken lassen; zu seinen Häupten erhob sich einst der Christusadler. In dieser Verbindung fällt ferner auf, daß an den Stellen, die für die Festigkeit des Baus von Wichtigkeit sind, nämlich unter den Zwergsäulen, die den Rundbogenfries der Giebelschrägen tragen, als Konsolfiguren Masken angebracht sind, die damit den Giebel zu tragen und magisch im Bilde sichern zu wollen scheinen. Wie Nägel sitzen die Köpfe genau an den für die Absicht des magischen Bannens im Bilde wichtigen Orten. In diesem Zusammenhang ist wichtig, daß diese Köpfe durchweg höchst „modische“ Frisuren tragen. Sie sind anscheinend durchaus wirkliche Gestalten, und wenn man jene Figuren oben als „Steinmetz und Baumeister“ bezeichnen möchte, so diese Häupter als Verkörperung der Gesellen. Damit also hätte man eine im magischen Sinne wirksame „Bausicherung“ erreicht. Einer solchen dient nun vor allem auch ein Männchen, das sein Gesäß zeigt, wobei es die Beine mittels der durchgesteckten Arme hochzieht. Daß es sich dabei um „Abwehrzauber“ im Sinne der bekannten „Lexfüdle“-Figuren handelt, liegt auf der Hand⁶. Aus dem Bündel der dadurch gewährleisteten Schutzwirkungen ist für uns die Bewahrung vor unheilvollen Windgeistern wichtig. Auch gegen Hagel und zur Abwehr von Totengeistern ist der Brauch gut. Besonders wirkungsvoll ist er, wenn man dabei zwischen den Beinen durchschaut; vielleicht ist so die eigentümliche Haltung des Männchens von Faurndau zu erklären. Auch die übrigen Motive der Konsolreliefs hängen mit Magischem zusammen, wobei es nur in einem Fall, links der Giebelfigur, um Bannung von Gutem zu gehen scheint. Diese Konsolfigur erinnert an die Muschel, wie sie der Physiologus beschreibt: das Wesen mit zwei Flügeln, das die Perle gebiert, wobei die Flügel das Alte und Neue Testament sind, die Perle Christus bezeichnet. Unter den Konsolfiguren rechts der Giebelfigur finden wir den, auch in Brenz vorkommenden, Kopffüßler, einen Dämon, dessen Bild auf antike Gemmen zurückgeht, und auch einen dreigesichtigen Kopf, welcher ohne die dem Mittelalter wohl vertraute Vorstellung der



4. Bogenfeld am Hauptportal der Johanniskirche in Schwäb. Gmünd

Aufnahme Schweizer, Schwäb. Gmünd

Dreifaltigkeit des Teufels nicht verständlich ist⁷. Das dreiköpfige Ungeheuer mit zu Füßen gelegten drei Einzelköpfen an der Fassade von Maursmünster mag das Gericht über diese Anti-Trinität bedeuten.

Ein geradezu tolles Stück Architekturmagic hat man sich in Schwäb. Gmünd am Turm der Johanniskirche geleistet. Hier ist zu Schutz und Trutz alles zusammengetragen, was zur Bannung des Wetters nötig war. In dem Fries unter dem Turmdach ist diesmal keine symbolische Jagd – wie an der Westfassade –, sondern eine mythische geschildert: die wilde Jagd, „Muotes Heer“, wie man noch unlängst im Volke das Gewitter deutete. Dazu gehören aber auch die sturmbockartig in den Bogenfeldern der Klangarkaden vorstoßenden Köpfe von Wetter- und Gewittertieren⁸ wie des Widders und des Schweines (in der Schweiz sah man im Sturmgewölk ein Mutterschwein mit sieben Jungen). Eine weitere Figur kann nur als Hexe gedeutet werden. Noch eine vielleicht als zürnender Wettergott. Schließlich finden wir ein Bauopfer im Bilde dargestellt: ein nackter Mann stopft sich ein

Kind ins Maul. Daß „Böses Böses vertreiben muß“, ist im übrigen als Zweck vieler Dämonendarstellungen zu vermuten, vor allem wenn die betreffenden Unholde an Stellen angebracht sind, wo Lasten aufruh. Den äußersten Fall stellen wohl die an Säulen aufgespießten Drachen, Hunde und dergleichen dar (vgl. Brenz).

4. Volkstümlicher Bannzauber

Gemeint sind hier Formen wie Knoten, Schlingen, Geflechte, Gitter, Zöpfe. Es gehörte zum Volksaberglauben, daß Dämonen durch Knoten gebunden werden können und sich in Netzen fangen (das Wort Maske hängt mit Masche zusammen). Pirmin verweist den Gläubigen, zu meinen, das Vieh werde durch Amulette und Zauberknoten (ligaturae) vor Unheil bewahrt⁹. Hatte der Knoten, den der Sueve im Haar über dem Ohr trug, eine ähnliche Bedeutung? Sicher ist, daß alles, was wir an entsprechenden Formen an der Kirche von Faurndau finden, nur von hier aus zu verstehen ist. Die Maschennetze und das

ebenso als magisches Gitterwerk zu verstehende Schachbrettmuster am Dachsims (s. o.) gehören hierher, aber wohl auch das durchgehende durchbrochene Band darunter. Ein wahres Sammelsurium von magischen Schlingen und Knoten bieten die Kapitelle des Langhauses. An einem derselben finden wir sogar eine kleine Fratze, offenbar eines Dämons, die sich im Flechtwerk gefangen hat: wütend scheint er es entzwei beißen zu wollen. Auch die Masken im Lilienfries des Dachsimses (s. o.) vermöchten eine ähnliche Bedeutung zu haben. Erinnert sei auch an das bretzelartige Schlingwerk um das Ostfenster der Walderichskapelle Murrhardt. Der Beispiele gibt es unzählige.

Abschließend wird man sagen dürfen, daß eine Deutung der Rätsel und Geheimnisse der staufischen Bauplastik möglich ist, wenn sich sorgfältige Beobachtung, die sich nicht von den eigenen Wünschen trügen läßt, mit der Zuziehung aller möglichen Quellen verbindet. Dabei gilt es, sich bewußt zu bleiben, daß exaktes

Wissen kein Alleswissen ist, sondern ein Wissen, das die Grenzen kennt, bis zu denen „gewußt“ werden kann und in diesem Sinne die Grenzen von Wahrheit und Dichtung feststellt.

¹ Auf die früh- und hochromanische Bauplastik soll hier nicht eingegangen werden (vgl. dazu die Besprechung des Verfassers von Alfred Weitnauer „Keltisches Erbe in Schwaben und Franken“, Heft 3/1961 der „Schwäbischen Heimat“). – ² Der Physiologus, übertragen von Otto Seel, Zürich und Stuttgart 1960, S. 96 ff. mit Verzeichnis älterer Ausgaben. – ³ Darauf, daß der Löwe mitunter den Teufel bezeichnet, der umgeht wie ein brüllender Löwe, sei ergänzend hingewiesen. – ⁴ Ad. Schahl, Das Heidenkirchle von Kuppigen als Geschichtsdenkmal, Aus Schönbuch und Gäu, Nr. 1 und 2/1957. – ⁵ Lottlisa Behling, Ecclesia als Arbor Bona, Zeitschrift für Kunstgeschichte, XII, 1959, S. 139 ff. – ⁶ Der Verfasser wies hierauf erstmals in seiner Ansprache zur Eröffnung des Göppinger Heimatmuseums im Mai 1959 hin. – ⁷ Jurgis Baltrušaitis, Le moyen age fantastique, Paris 1955, S. 13 ff. Ich verdanke den Hinweis auf dieses wichtige Werk Herrn Dr. W. Koch, Göppingen. – ⁸ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (vgl. unter den einzelnen Artikeln). – ⁹ Siehe auch Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis, 5, 1885, S. 103–104.



5. Plastik am Ostgiebel der Pfarrkirche in Faurndau

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



Im Schwarzwald blüht der Fingerhut (1919)

Der Stadtbub lernt das Land kennen

Von Otto Feucht
mit Aufnahmen des Verfassers

Vakanzwochen im Lande! Welcher Schulbub weiß heute, was Vakanzen waren? Und wenn er hört, daß dies genau das gleiche bedeutet, wie die heutigen Ferien, dann zweifelt er daran, ob man denn die Ferien im eigenen Lande überhaupt zubringen könne, ob man denn nicht mindestens nach Spanien oder Lappland fahren oder fliegen müsse, um überhaupt mitreden zu können!

Wie ist dies früher gewesen? Was habe ich selbst

erlebt? Was habe ich der „guten alten Zeit“ zu verdanken, in der man mit der Eisenbahn ans Ziel kam, mit der Postkutsche oder gar nur zu Fuß? Im Stadtiinnern aufgewachsen, aber an der Hand des Vaters möglichst oft auf den Höhenkranz entronnen, um frische Luft zu schöpfen, ward ich aus eigenem Erleben inne, was der Stuttgarter dem Wald verdankt, an Luft, an Erholung! So erkannte ich bald die Gegensätze im Bilde der Landschaft, in der Zusammensetzung



Am Neckar oberhalb Heilbronn (1931)

der Wälder, vom blumenreichen Kappellesberg, von der Scillablüte im Hofener Wäldchen, bis zum Orchideenparadies im Mahdental, von der Fülle der Maiblumen und Graslilien im Wald zwischen Feuerbacher und Lindental, zu den Dickichten aus Adlerfarn und Heidekraut auf Sandboden und all den anderen Bildern von Wald und Heide rings um die Stadt. Und die Vorliebe für den Wald stieg mehr und mehr und wurzelte immer tiefer. Als uns einmal beim Steinbachsee, in dem wir Laubfrösche gefangen hatten für unser Terrarium, ein Jäger aus dem Walde wies, weil man, wie er sagte, „jetzt in der Setzzeit des Wildes dem Publikum unmöglich das Betreten des Waldes erlauben könne“, da wuchs der Entschluß in dem Bubenherzen, einmal ein Mann zu werden, dem man den Wald nicht verbieten könne!

War es da nicht ganz selbstverständlich, daß die Freude am Wald erst recht zum Durchbruch kam, als eine Vakanz mich zum ersten Male in den Schwarz-

wald führte, in das Haus, in dem eine Schwester der Mutter als Pfarrfrau waltete? Welch ganz andere Welt tat sich da vor mir auf! Der Blick auf die Dorfstraße mit dem Tränkbrunnen, zu dem die Kühe allein den Weg fanden, daneben das Wirtshaus, bei dem das jammervolle Bild des Schweineschlachtens erschreckte, und wo der Wirt dem Sohne, der sich ungeschickt anstellte, klar und deutlich erklärte, wenn er zu dumm für das Geschäft sei, müsse er eben Pfarrer oder Lehrer werden! Auf der Straße zogen die Langholzwagen talabwärts, mit Rossen oder Ochsen bespannt, in den Duft von Wagenschmiere und Bremsenöl gehüllt. Hinter dem Pfarrhaus lief ein Fußweg durch blühende Wiesen, ein Meer von „Käseblumen“, wie der Wiesenknöterich genannt wurde, über ein Bächlein, in das es galt, Wasserräder einzusetzen und Schiffchen, aus dicker Forchenborke geschnitzt. Der Weg mündete in die Hauptstraße ein beim „Bären“, der so bedeutungsvoll war für das



An der Nagold bei der Talmühle (1911)

Dorf, daß ein Schüler, wie der Onkel erzählte, das Aufsatzthema „Entbehren ist die Schule des Lebens“ mißverstanden und zu „Im Bären . . .“ wandelte!

Es gab Hühner, deren Eier gesucht werden mußten, es gab den Wagner und den Schmied und andere, deren Arbeit mir noch fremd war, obwohl ich den Vater oft begleitet hatte, wenn er Handwerker aufsuchte, mit denen er zu tun hatte. Vor allem aber gab es große Sägewerke, deren Gatter die Stämme zerschnitten zur „Ware“, und unverlierbar hat sich mir der Ruch des geschnittenen Holzes eingeprägt. Dazu kam eh und je einmal ein Floß geschwommen, mit den abenteuerlichen Gestalten der Flößer, und was war doch schon die Enz mit ihrem klaren Wasser so ganz anders als unser heimischer Nesenbach! Und der Wald selbst, der unendliche, mit seinen Tannen und Forchen, mit den vielerlei Beeren in unvorstellbarer Menge! Das wunderliche Stechlaub, der in der Sonne duftende Ginster, der „Pfriemen“, der geheimnisvolle rote Fingerhut, dazwischen riesige Klemmerhaufen und gar nicht selten auch Rehe! Der Herr all dieser Herrlichkeit, der Revierförster, wie damals

der heutige Forstmeister hieß, war mit dem Onkel befreundet, er und ebenso sein Nachfolger nahmen auch mich freundlich auf, sie behielten diese Zuneigung bei, als ich ihnen in späteren Jahren als Oberforsträten gegenübertrat. Ein Mittagsbesuch bei deren Chef, dem ehrwürdigen Grafen Uxkull im Schloß Neuenbürg, dem Sitz des Forstamts (alter Ordnung!), steht mir noch heute lebhaft in Erinnerung.

Völlig anders war die Umgebung, war das Leben in der alten Reichsstadt am unteren Neckar, bei der älteren Schwester der Mutter. Denn der Onkel war Kaufmann, „Kolonialwaren en gros und en detail“ stand am Hause, dessen Lagerräume voll waren mit Rosinen, Mandeln, Datteln, Feigen, Kandiszucker, Johannisbrot und anderen Herrlichkeiten, die hin und wieder, unter Aufsicht dem Zugriff des Neffen preisgegeben wurden! Im Verkaufsraum und im „Komptoir“ hausten die „Herren“ und Lehrlinge, die zum Teil im Hause wohnten und am Familientisch teilhatten, eine stattliche Tafelrunde, zumal wenn noch „Reisende“ hinzukamen oder Gäste.

An festlichen Tagen kamen im engeren Kreis ganz



Am Schurmsee bei Schönmünzach (1927)

unerhörte Dinge auf den Tisch, Aale und Krebse, Froschschenkel und Schnecken. In der Küche stand das Ställchen, aus dem die Martinsgans ihren Hals streckte, die von der alten Karoline erbarungslos mit Welschkorn gestopft wurde! Noch ein anderes Bild hat sich mir tief eingeprägt: der Onkel, von der Rundfahrt bei der Landkundschaft zurück, mit der umgehängten Geldtasche, deren Inhalt, fast nur Silber und Gold, auf den Tisch ausgeleert und peinlich sortiert und gezählt wird, wobei auch für meine „Hilfe“ eine Belohnung abfällt!

Im Keller lagerten große Fässer, im Nebenbau hauste samt der Dogge Sultan der „Johann“, der den Verkehr zur Botenhalle besorgte. Dort lagerte auch der Lohkäs zum Feuern, der aus dem Walde stammte, aus der Rinde geschälter Eichen. Der Wald lag freilich weitab, mit seinen mächtigen Eichen, deren größte am Jägerhaus stand, bot er wiederum ein neues Bild. Wichtiger war ein Gang dem Neckar entlang, auf dem Treidelpfad, zumal wenn der Schlepper kam, der „Neckaresel“ mit seinem durchdringenden Schrei. Dort am Ufer standen uralte Weiden und Pappeln,

aus deren Mulm wir riesige Raupen des Weidenbohrers ziehen konnten, und auf den vielen Wolfsmilchbüschen am Wegrand gab es immer wieder solche des Wolfsmilchschwärmers. Überhaupt Schmetterlinge! Im Hausgärtchen fehlte nie das Nachtpfauenauge und im Kartoffelstück der Totenkopf. Im Weinberg am Wartberg gab es neue Freuden, vom Spargelstechen im Frühjahr bis zum Herbst, der Lese mit Bratwurst, Feuerwerk und Lampions! Die Trauben wurden beim Haus getreten, mit bloßen Füßen, bis der Neue rann. Im Nachbargarten wuchsen Tomaten, die der Bruder des Großvaters, ein Maler, aus Italien mitgebracht und als erster in der Stadt eingeführt hatte! Und am Holunderstrauch dort hingen sogar einmal richtige Holderküchle, um die Blütenstände herum gebacken!

Aber beide Vakanzziele gingen mir verloren im Dreikaiserjahr 1888, das eine durch Tod, das andere durch Wegzug. Dafür öffnete sich der Schwarzwald an anderer Stelle: die Mutter wurde zu dringender Erholung 1890 vom Arzt auf die Talmühle geschickt, und der Sohn durfte sie besuchen, zeitweilig sogar bei ihr



Im Wald der Murgschifferschaft (1927)

bleiben. Die Mühle, nur durch einen schmalen Weg von der hochragenden Felswand getrennt, brachte neues Erleben. Auf steiler Treppe stieg man zum Saal über der Mahlkammer, der ganz weiß vergipst, an den Wänden von Efeu, Wachsbäumen u. a. überkleidet, als Raum für die Gäste diente, die im oberen Stock die kleinen weißen Kammern bewohnten. Im Nebenbau standen die Esel, sechs bis acht an der Zahl, die aneinandergeseilt, von einem Maultier und vom alten Jakob geführt, sonntags den Gästen den Reiz eines Rittes auf der Talstraße boten, während sie wochentags die Mehlsäcke auf die steilen Hänge austrugen, wobei manchesmal der Stadtbub als stolzer Reiter mitmachen durfte. Oben auf der Bulacher Höhe gab es etwas ganz besonderes, die Abraummhalden des einstigen Silberbergwerks, ein Gewirr roter Sandsteinbrocken, mit leuchtend grünen und blauen Flecken: Malachit und Kupferlasur. Dazwischen konnte man Bergkristalle ausgraben, zumeist stark verwittert, aber auch schöne helle Stücke, dabei auch schwarzen Morion. Ihnen zuliebe sind wir in späteren Jahren,

zwei Schüler der obersten Klasse, einmal von Stuttgart her zu Fuß gewandert, um dann mit prall gefülltem Rucksack über Teinach und Zavelstein den Bahnhof Calw zur Rückfahrt zu erreichen. Bei der Mühle war der Fluß gestaut und es gab große Aufregung, wenn ein Floß angesagt war, um so rechtzeitig das Wehr aufzuziehen, daß es glatte Durchfahrt gab! Im flachen Ufersand nahebei konnte man Kanäle graben und Muscheln aufdecken, bei schlechtem Wetter bot die alte Archenbrücke einen guten Spielplatz. Der Stolz der Müllerleute war am Ufer die goldgelbe Gauklerblume aus Nordamerika, die damals noch sehr selten bei uns war, und es war ein großer Schmerz, als sie eines Morgens nicht mehr da war, ausgegraben und gestohlen!

Inzwischen hatte sich mir ein neuer Vakanzort aufgetan, wiederum im Unterland, im *Pfarrhaus in Bonfeld* bei der Schwester des Vaters. Der Onkel war als Naturkundiger bekannt, vor allem den Kleinschmetterlingen galt seine Neigung, aber auch unter Pflanzen und Versteinerungen kannte er sich recht gut aus. Daß er dazuhin noch Zeit fand, sich als Zeichner zu betätigen, so in den „Kunst- und Altertumsdenkmälen“ des Landes, und Musik zu treiben, zeigt, wie damals ein Pfarrhaus noch kultureller Mittelpunkt sein konnte, weit über den Kreis des eigenen Dorfes hinaus. Das Dorf zu erreichen, war nicht ganz einfach, von Heilbronn aus in mehrstündiger Fahrt mit dem Postwagen, oder nach Umsteigen in den Zug mit badischen Wagen, die so ganz anders waren als die gewohnten, über das hessische Wimpfen nach dem badischen Rappenau, also durch richtiges Ausland, und von dort noch zu Fuß. Im Pfarrhaus, gleich bei der hochragenden Kirche, deren Storchennest jedes Jahr besetzt war, gab es gleich in der ersten Nacht beängstigende Rätsel: ein stetiges starkes Klopfen in der Wand, ein lautes Pochen, das konnte ja doch kein Einbrecher sein? Dann jähe, grauenvolle Hornstöße und unverständliches Rufen, war das Feueralarm? Erst der Morgen brachte die Aufklärung: ich hatte zum ersten Male den Klopfkäfer gehört, die Totenuhr, und dazuhin den Nachtwächter, den ich ja nur aus dem Bilderbuch kannte!

Der Besuch der Kirche im Pfarrstuhl verstand sich von selbst, darüber hinaus gab es Hilfestellung beim Ausschmücken zur Konfirmation, und sogar am Zusammenläuten der Glocken durfte ich mich versuchen, wobei es galt, das Seil rechtzeitig loszulassen, um nicht allzu hoch gezogen zu werden, und gleich danach es wieder zu fassen und im richtigen Takt aufs neue zu ziehen.

Dies Haus war nun gerade der richtige Ort, der Onkel der richtige Lehrer zur Einführung in die Kenntnis der Natur. Er lehrte mich, Pflanzen zu bestimmen und einzulegen, denn ihnen wandte ich mich vor allem zu, ohne anderes zu vernachlässigen. Den Bewohnern des Pfarrhauses – an Gästen fehlte es nie – stand der große Garten des Unteren Schlosses zur Verfügung, das selten bewohnt wurde, im Gegensatz zum Oberen Schloß, dem Sittersitz des in Karlsruhe tätigen Patronatsherrn. Und dieser Garten war gleich beim ersten Besuch an Ostern 1891 eine Offenbarung: sein Laubgehölz war durchsetzt in überreicher Fülle von allen Frühblühern in weiß und gold, in blaßgelb und blaurot, von Blausternen und Gelbsternen, Märzenglocken und Leberblumen, Schneeglöckchen und Lungenkraut! Dazu Krokusblüten, die vor Urzeiten verwildert, aus der Kiesdecke eines Weges drängten!

Daß ihr Pfarrherr ein großer Blumenfreund war, wußten alle, das zeigte schon die kakteenbesetzte Treppe vor dem Hause. Einmal legte er dem versammelten Kirchengemeinderat einen Blütenstrauß vor, ohne Blätter, mit der Frage, wer diese kenne. Aber keiner wußte zu sagen, daß dies Kartoffelblüten seien! Als ich ihm gereift genug erschien, öffnete mir der Onkel den Weg zu den Kustoden des Naturalienkabinetts, dessen Schausammlungen mir längst vertraut waren, zum Botaniker Julius Eichler und Paläontologen Eberhard Fraas, die sich sehr bereitwillig des jungen Mannes annahmen und so den Grund legten zu späteren engeren Beziehungen zum Museum. Aber auch Bonfeld ging mir verloren, als der Onkel in den Ruhestand trat, nachdem er den Hauptteil seiner Sammlungen mir überlassen und die Schmetterlinge ans „Kabinet“ gegeben hatte.

Aber schon hatte sich ein anderes Tor aufgetan, und zwar wiederum im Schwarzwald. Die Eltern eines Schulfreundes, der viel mit uns wanderte, luden zum Dank mich in ihr Haus nach *Schönmünzach* ein, also tief drinnen im Walde! Und das versprach schon darum wieder ganz Neues, weil der Vater Verwalter der Glashütte war, die Spiegel- und Fensterglas herstellte und noch in vollem Betrieb stand! Aber wie hingelangen? Der Weg war weit von Freudenstadt her, es gab ja noch keine Bahn. Es fand sich eine glückliche Lösung, ich durfte dort übernachten im Hause meines alten Calmbacher Gönners, der als Forstmeister (alter Ordnung!) nach Freudenstadt vorgelockt war, und am Morgen mit ihm im Dienstwagen talab fahren!

Mit Staunen sah ich dem Blasen der großen Glas-



Das Büchle bei Tuttlingen (1909)

zylinder zu, die hernach aufgeschlitzt und glatt gebügelt wurden zu Fensterscheiben. Aber die Bläser machten uns auch Blasrohre zum „Stuckeln“ mit den eben reifenden Vogelbeeren, und ließen uns Glasstränen tropfen, die erkaltet zu Sand zersplitterten, wenn man die langgezogene feine Spitze abbrach. Murg und Schönmünz schäumten durch Geröll von Urgestein, oft mächtigen Blöcken, weithin überzogen von der braunroten Veilchenflechte, die in der feuchten Luft angenehm duftete. Sie ist immer seltener geworden und heute dort kaum mehr zu treffen. Was mag wohl daran schuld sein?

Die Berge waren höher, die Wälder dichter, als ich sie bisher kannte. Vor allem lockten die einsamen Seen in den zirkusartigen Nischen, den Karen, hoch im Gebirge, mit ihrem fast schwarzen Wasser, dazu die moorigen Flächen auf den Höhen, den Grinden. Jedes Jahr fanden sich neue Seltenheiten zum Einsenden an das Landesherbarium im Naturalienkabinet. Wir stiegen zur Hornisgrinde, vorbei am „Wirtshaus zum balzenden Auerhahn“ des alten Forstwarts



Silberweiden an der Donau (1911)

Züfle, und schauten von der Aussichtsplatte der schlichten Unterkunftshütte hinüber nach Straßburg, zum Rhein und zu den Vogesen. Einmal wehrte uns freilich ein Hornissenschwarm den Aufstieg auf der Leiter. Wir fanden ganz versteckt zwischen uralten Tannen, den Mummelsee, in völliger Einsamkeit, fast furchterregend, ganz ungestört und feierlich. Was ist seither aus ihm geworden! Nur mit Grauen kann, wer das alte Bild noch in Erinnerung hat, vom heutigen Zustand sich abwenden, dankbar sein, daß der benachbarte Wildsee, dank seiner abseitigen Verkehrslage, noch einigermaßen der alte geblieben ist, und dringend wünschen, daß keine Fahrstraße ihn dem Verkehr ausliefern werde! Im Huzenbacher See lockte die schwimmende Torfmoordecke, die, nur selten betretbar, eine ganz besondere Pflanzenwelt barg. Auch der Schurmsee, der nächstgelegene, zeigte Ansätze von Torfmoor, mit Sonnentau, Rosmarinheide, Moosbeere, er lag ebenfalls noch in der Einsamkeit. Nun fehlte mir nur noch ein Vakanzaufenthalt auf unserer Alb. Auch da wurde Rat zu rechter Zeit. Ein schwäbischer „Vetter“, Verwalter des Eisenwerks Ludwigstal bei Tuttlingen, lud mich ein. Das ergab

wiederum ganz neue Eindrücke, neue Erlebnisse in neuer Umgebung. Das Werk, einst auf Verhüttung des örtlichen Bohnerzes begründet, war längst zum Guß aus Alteisen übergegangen. Die Gießerei durfte nur in Begleitung des Verwalters betreten werden. Dieser führte ein strenges Regiment, er hieß nur „Der Hauptmann von Ludwigstal“, zumal er meist die Offizierslitewka trug. Aber er hatte auch Freude an der Natur und pflegte im Zimmer und im Garten allerlei seltenere Blumen und Vögel. So stand im Garten ein stattlicher Busch Frauenschuh, den er vor vielen Jahren aus dem Walde geholt hatte, als noch niemand an Schutz dachte. Als später die Witwe den Garten räumen mußte, reiste der Frauenschuh zu mir in den Schwarzwald, wo er weiterwuchs, aber nicht blühte. Als mein Umzug bevorstand, gab ich ihn ins Zabergäu, wo er alsbald blühte. Und er blühte auch in Stuttgart noch manches Jahr, immer mit mehreren Blütenstengeln, bis er endlich einging, nach insgesamt über 40 Jahren!

Im Uferand der Donau, an die der Garten stieß, nistete der Eisvogel, der somit sehr bequem beobachtet werden konnte. In den Altwässern in der Nähe

fanden sich seltsame Tiere und Pflanzen, wie besonders der Wasserschlauch und das Tausendblatt. Beim nahen Nendingen stand an der Straße ein ganz rätselhafter Baum, der sich als große Seltenheit entpuppte, als Kreuzung zwischen Mehlbeere und Elsbeere. Der Bahnhofvorsteher betrieb einen Schnecken- garten, dessen Ertrag nach Frankreich versandt wurde. Von dort fuhr die Bahn nach Beuron, dem Kloster im Felsental, an dessen Hängen noch das Federgras wuchs (*Stipa pennata*) zusammen mit mancherlei Seltenheiten der Alpen und der Steppe.

Ganz besonders eindrucksvoll war der Besuch des Hohentwiels, der landschaftlich wie naturkundlich so bedeutsamen Bergfeste. Begleitet vom Vater der Base, dem großen hageren Dekan, im schwarzen Gehrock mit schwarzen Handschuhen und schwarzem steifem Hut (Zylinder) wanderte ich, vorbei am schöngewachsenen „Büchle“ über den Witthoh mit seiner weiten Sicht nach Engen, um von dort die Bahn zu benützen. Als Wegzehrung dienten uns Haselnüsse und Zucker. Am Fuß des Berges besuchte der Dekan seine Pfarrkinder, denn der Hohentwiel gehörte ja und gehört heute noch nicht zum nahen Singen, sondern zum fernen Tuttlingen! Beim Anstieg wußte mein Mentor mir genau Bescheid zu geben über Entstehung und Gestein, er wies mir den Klingstein und Sonnenstein wie den Ysop, den Wermut und all die anderen Kinder des Südens. Dazu berichtete er über die Schicksale der einstigen Festung. All das, gekrönt vom Rundblick über den Hegau bis zum Bodensee und den Alpen, war wohl das nachhaltigste Erlebnis dieser Vakanz. Auf der Rückfahrt über Immendingen war die Donauversickerung zu erkennen. Dort wurde der Zug umgesetzt, und dort boten Jahr um Jahr zur Maienzeit Kinder an jedem Schnellzug große Sträuße von Maiblumen feil, eingefaßt von duftenden Steinröschen, die sie „Daphnetle“ nannten, in der Mitte überragt von Frauenschuh! Eine Sitte, die nicht wenig zum Verschwinden der genannten Blumen beigetragen hat, die aber erst nach vielen Jahren, nach dem Naturschutzgesetz von 1935, abgestellt werden konnte!

So ward mir das Glück, in den Vakanzen die verschiedensten Gegenden und Lebenskreise unseres Landes kennenlernen zu dürfen. Aber es wäre wohl ungerecht, nicht auch dessen zu gedenken, was ich in den Zwischenzeiten zwischen den Vakanzen der Schule selbst, dem Realgymnasium Dillmanns, verdankte. Hatten wir doch, abgesehen von den jährlichen Schulausflügen jeder Klasse noch in der letzten, der zehnten, Exkursionen besonderer Prägung mit dem Naturkundler Konrad Miller, der uns das ganze Jahr über in Geologie und Mineralogie einführte.

(Ja, das gab es damals noch!) Er hieß, seiner Oberländer Sprechweise gemäß, nur der „Gäht-ite“. Wodurch dessen Wanderungen sich auszeichneten, das hat Eduard Paulus in einem seiner „Albgesänge“ niedergelegt (Blätter des Schwäb. Albvereins 1893):

„... Was aber kommt geschritten
wie ein Gespenstertroß?
Kommt Wotan hergeritten
auf seinem Wolkenroß?
Ein Schnauben und ein Hasten
und langer Speere Krach,
Das sind die Gymnasiasten
vom Altertümerfach!
Sie stoßen mit Getöse
den Römerstab hinein,
Daß ihnen sich entblöße
ein Römerpflasterstein.
Halloh, durch Wald und Fluren,
durch Sumpf und Erlenbruch,
Es folget ihren Spuren
ein starker Käsgeruch!“

Wie war das zu deuten? Millers Hauptwerk „Itineraria romana“ umfaßte sämtliche römischen Reise- wege des Landes. Zu deren Erkundung diente der eiserne Stab, der an verdächtigen Stellen im Boden muten mußte. Und als beste Wegzehrung empfahl er uns Backsteinkäse, den er beim Durchschreiten von Ortschaften einkaufen ließ! Nur eines Beispiels sei hier gedacht: Wir zogen ins Gäu, nach Baisingen, wo vom Ortsgeistlichen ein Grabhügel angeschnitten war, den wir nun näher untersuchen sollten. Stunde um Stunde verrann und wir fanden nichts von Bedeutung. Schwer enttäuscht rief Miller zum Abmarsch, da streifte ein Schüler im Hinausgehen die Grabwand und sah es glitzern. Es trat ein breiter Stirnreif zutage, der „Goldfund von Baisingen“ war gemacht! Wir zogen weiter nach Indelhausen, um dort in den Gipsstollen einzufahren und weiter nach Nagold zur Bahn. Und „es folgte unseren Spuren ein starker Käsgeruch“...

Im Juli 1897 war die Schule zu Ende, das Reifezeugnis erworben. Zum Abschluß nahm mich der Vater mit an den Bodensee. So lernte ich auch diesen noch kennen, vom Pfänder und Rappenloch bis hinunter nach Stein am Rhein. Ich sollte mich erholen, bevor nach dieser letzten Vakanz am 1. Oktober ein neuer Lebensabschnitt begann, der Dienst als Einjährig-Freiwilliger im Olgaregiment.

Liebe kleine Griechin

Erlebnis in Ulm

Von Walter Kittel

Daß man lieben könne, was man nie besitzen wird, wer will es bezweifeln? Liebe ich doch keinen Baum in meinem Garten so sehr wie den großen Birnbaum, der überm Weg in der Wiese des Bauern steht. Durch seine mächtigen Äste erblicke ich am Morgen die ferne Bergkante und nachts den Mond. Ich habe ihn geliebt vom ersten Tag, als ich das kleine Plätzchen betrat, das später unser Haus tragen sollte. Zeitenweise habe ich gemeint, ich könne ihn einmal besitzen und einmal habe ich um ihn gebangt in einem Gewittersturm, als er ächzte und die Zweige hin- und hergerissen wurden, daß man meinte, sie sollten alle zerfetzt werden. Aber als dann der Blitz krachend einen großen Ast zerhieb, erkannte ich, daß nur solche Kräfte oder Beil und Säge, die ihn einst fällen würden, ihm etwas anhaben könnten. Und wie dann anderen Tages der Bauer kam, den Schaden besah, die Bruchstellen säuberte und die Wunde mit Wachs verschmierte, empfand ich, daß mein lieber Baum in guten Händen sei und wollte ihn fortan nicht mehr erwerben. Lieben werde ich ihn stets, und so lange ich lebe, wird er auch mein sein durch die Liebe.

Gibt es denn einen anderen Besitz als durch die Liebe? Daß man sagt zu einem Ding oder zu einem Menschen: „mein Liebes . . .“ das ist ja das große Band, das uns bindet an alles, was außer uns ist, der Weg, der aus unserer Einsamkeit zum Du führt, und die Macht, die bewirkt, daß wir sie überhaupt ertragen können. Die Liebe ist für die Seele wie das Blut. Sie trägt die Kräfte von den Dingen zu unserem Herzen, wie das Blut die Baustoffe innerhalb unseres Körpers trägt. Daß man empfinden kann: „du liebe Erde“, „du liebes Brot“, davon lebt man und mit der Zeit weiß man auch, was es heißt, wenn man zu sagen lernt: „du liebes Leid“ und „du lieber Tod“. Und vielleicht ist es deshalb die tiefste Weisheit, wenn die Bibel von uns fordert, daß wir sollen sagen lernen: „du mein lieber Feind“, weil wir damit auch die Kräfte, die uns zerstören wollen, zu unserem Besten uns dienstbar machen können.

* * *

So bist auch du mir ein Besitz, eine Freude und ein Glück, liebe kleine Griechin, die ich einmal sah und nur einen Augenblick lang, und die mich magisch grüßt und verbindet mit vielen Schichten meines We-

sens, meiner Vergangenheit und vielleicht auch der Zukunft.

Du standest, ein kleines Bronzefigürchen, keusch und wie eine Frühlingsbotin unter häßlichem, altem Gerümpel und aufdringlichen Zeugnissen eines schlechten Geschmacks im Schaufenster eines Altwarengeschäftes. Ich war auf einem Dienstweg in die alte schöne Reichsstadt gekommen. Unser Wagen stand an der kleinen Cassenecke, weil wir in einem nahe liegenden Amtsgebäude Besprechungen hatten. Es ging schon damals – es war im fünften Kriegsjahr – um die Unterbringung der Besitzlosen, denen der Krieg Hausung und Habe genommen hatte. Die Nutzlosigkeit unserer Bemühungen hatte mich oft tief niedergedrückt, und eben in der heutigen Besprechung war sie mir erneut zum vollen Bewußtsein gekommen. Wo solche Menschen wie hier an dieser schweren Arbeit tätig waren, konnte ihr kein Erfolg beschieden sein. Da war aller guter Wille, der anderswo aufgewandt wurde, umsonst. Der Sinn der Arbeit wurde hier sogar meist umgekehrt, und was eigentlich eine, wenn auch kleine Linderung der Not der Besitzlosen werden sollte, wuchs sich zu einem kalt genutzten Vorteil der an der Quelle Sitzenden aus.

Da, als ich noch voller trüber Gedanken den Wagen zur Heimfahrt bestieg, grüßte mich dein Blick, nein, der reine Glanz deiner ganzen kleinen Gestalt aus dem Wust der überfüllten Auslage. Einen Augenblick lang – so lange, als das Auge braucht, um einen Gegenstand zu umfassen und gleichzeitig damit die tausend Erinnerungsbilder aus der Tiefe des Bewußtseins heraufzuholen, die scheinbar nur darauf gewartet haben, aufgerufen zu werden, in einem fruchtbaren Zeitpunkt und wirkend ins Leben zu treten – einen Augenblick lang überlegte ich, ob ich nicht aussteigen sollte, in den Laden treten und dich aus der grausigen Nachbarschaft des Trödelkrames erlösen. Eine Schelle würde bimmeln. Ein altes Männchen mit einem verschmitzten Gesicht und einem staubigen, glanzlos nickelgefaßten Zwicker würde mit dem Kopf wackeln und einen reichlich hohen Preis nennen. Vielleicht würde er sogar etwas über die Herkunft des seltsamen Fremdlings wissen: „Schule des Polyklet; fünftes Jahrhundert vor Christus; originalgetreue Nachbildung, etwas für Kenner . . .“ Und im Wagen würden sie lachen oder unverschämt grinsen, wenn

ich mit meinem Schatz ankäme. – Es würde wohl heißen: „Sie sind doch sonst nicht so hinter den Mädchen her, anscheinend sind Ihnen die andern zu angezogen!“

Alles das ging mir in einem Augenblick durch den Kopf, dann war der Wagen angefahren und um die nächste Ecke zur Hauptstraße eingebogen.

Aber nun erst, nachdem die Gelegenheit versäumt war, dich zu besitzen, dein liebes geschmeidiges, eidechsenhaft kühles Metall selbst mit nach Hause zu nehmen und je und dann drehend zu betrachten und vorsichtig tastend zu befühlen . . . erst jetzt kam die Freude und klärende Erleichterung über mich, die aus deinem Dasein sprang. Daß es solches Menschentum und Künstlerwesen auf unserer gequälten Erde einmal gab, daß ein Hauch davon uns auch heute noch berührt; immer wieder von neuem und sicher nicht nur mich, sondern auch viele von unseren jungen Männern, die heute noch im bitteren Kampf stehen, aber von denen auch einige wiederkommen würden und aus den Erschütterungen ihres Lebens heraus mit dem alten Wust aufräumen würden – das wurde mir innerste Gewißheit und überstrahlte die Heimfahrt in der Dämmerung mit ihrem Glanz.

Die Erde, die solches Menschentum einmal tragen konnte, durfte ja nicht zum Untergang bestimmt sein und mußte die Verdüsterungen und Verzerrungen wieder abschütteln können, wenn ihr erst wieder Gelegenheit gegeben wäre, sich auf ihre edelsten Grundlagen zu besinnen. Und sind nicht schon da und dort Stimmen aufgeklungen, den „Strom der Zuversicht“ zu stärken? Es galt vielleicht nur noch kurze Zeit zu warten . . .

* * *

Ein halbes Jahr nach dem Zusammenbruch führte mich mein Weg wieder in die alte Reichsstadt. Ich fand ein Bild der Zerstörung, wie ich es nicht erwartet hatte. Am Bahnhof glich es dem Anblick, der mir von der Landeshauptstadt bekannt war. Von dem stattlichen Empfangsgebäude war zwar nichts mehr zu sehen, es war den schweren Sprengbomben zum Opfer gefallen. Einige ärmliche Baracken mußten jetzt den großen Menschenumschlag abwickeln, der sich an diesem Knotenpunkte seit jeher abspielte. Das meiste davon vollzog sich allerdings im Freien in endlosen Pfützen, auf Trümmerhaufen und Schotterbergen. Mehrere der nahebei gelegenen Hotels, ausdruckslose Steinbauten der achtziger Jahre, hatten die schweren Fliegerangriffe wenigstens als Brandruinen überdauert und manche Flickarbeit hatte hier

schon begonnen, Kellerräume und sonst brauchbare Reste wieder benützbar zu machen.

Ein anderes, mir bisher ganz ungewohntes Bild aber bot die Altstadt, die einst wegen ihrer Wohlläbigkeit berühmt war und mir besonders am Herzen lag als Kinderheimat meiner Mutter und Wohn- und Arbeitsstätte ihrer aus dem Handwerk stammenden Vorfahren. Aus meiner Kinderzeit waren mir einige von ihnen noch als patriarchalische Erscheinungen innerlich. Männer mit wenig Worten, von schweren Bewegungen, aber angesehene Bürger, geachtet in ihrem Kreis und wohlgegründet in ihrer Stadt wie ihre Väter und Großväter.

Von dieser ihrer Väter Stadt mit ihrer krummwinkligen Gassenenge war buchstäblich nichts mehr vorhanden. Ein steinigtes Hügelland, auf dem schon eine hagere Trümmerflora sich anzusiedeln begann, war alles, was zu sehen war. Freie Fläche war geworden, wo früher Enge war. Die hochragenden Giebelhäuser mit breiten Holztoren, weiten steinbelegten Fluren und schwarz-gewundenen geschnitzten Treppenhäusern, die Läden und Werkstätten, dunkel und mit ihren vertrauten Gerüchen nach Leim und Harz oder Feigen und Werg gefüllt . . . nichts davon war mehr vorhanden! Doch wo waren sie hinverschwunden? Warum ragten hier keine Ruinen, warum starrten nicht eiserne Träger in die Luft, warum mußte man nicht wenigstens über hohe Steinstufen von Trümmerbergen klettern? Die alte Stadt war, das zeigte sich nun deutlich, ganz aus Holz und Backsteinen gebaut gewesen. Nur in den Kellern und Erdgeschossen gab es etwas Werkstein, der in der Moränenlandschaft seit alters ein rarer Baustoff gewesen war. So konnten Brände und Sprengbomben ganze Arbeit machen und die Trümmer fast zur Ebene ausgleichen.

Mit ihren Häusern, Werkstätten und Höfen hatten auch die hier lebenden und werkenden Menschen die wüste Stätte verlassen. Verstreut, versprengt, entwurzelt mochten sie hier und da bei Verwandten und Freunden oder in der Fremde untergekommen sein. Viele waren ja schon in den Nächten der Zerstörung unter Trümmern und Brand umgekommen.

Auf der Herfahrt hatte ich mir vorgenommen, diesmal meine kleine Griechin, wenn sie sich noch vorfände, bestimmt mit mir zu nehmen als Zeichen und Erinnerung an die Ergriffenheit unserer ersten flüchtigen Begegnung. Nun sagte mir schon ein rascher Überblick über das Trümmerfeld, daß ich wohl vergeblich suchen würde. Um aber ganz sicher zu sein, bemühte ich mich doch, die fragliche Straßenecke zu



Zerstörung – Ulm 1945

Blick über die Adlerbastei von Neu-Ulm zum Münster.

Die Zerstörungen des Krieges hatten vielfach weite Durchblicke geöffnet, so daß die imposante Baumasse des glücklicherweise fast unverletzten Münsters von vielen Seiten her offen dalag, wie man sie früher nie gesehen hatte. Das zeigt die Skizze aus dem Oktober 1945. Die Giebel der Dreifaltigkeitskirche ragen dachlos in den Himmel. Auch das Zwiegeldach auf dem Turm ist abgebrannt. Rechts vom Münster sind die Überreste des alten Spitalhofes zu erkennen.

finden. Das gelang schließlich, doch nicht ohne Schwierigkeiten nach manchem Hin- und Herfragen und Suchen. Aber es war weder von dem stattlichen Verwaltungsgebäude noch von dem kleinen Trödelldä-chen mehr als eine Andeutung der Grundmauern zu erkennen. Auch gab kein Namensschild den üblichen Hinweis, wo der Althändler nun etwa zu finden wäre. Ein wenig war es mir, als ginge ich auch hier über ein Grab. Vielleicht ruhte der kleine Bronzeleib jetzt unter dem Schutt, über den ich weiterstieg. Manches Geheimnis mag der Grund noch hüten, das erst in künftigen Zeiten zutage kommt.

* * *

Nun trieb es mich aber nach dem Mittelpunkt der Stadt, der altberühmten Münsterkirche, die über die Zerstörung hinweg wie ein Berg aufragte. War es möglich, daß sie allein, vergleichbar einer gottgeschützten Arche, die feurige Sintflut überstanden hatte? Daß sie unbeschädigt geblieben war, wie es von weitem erschien?

Wahrhaftig, das Unglaubliche bestätigte sich beim Umschreiten des mächtigen Bauwerks! Zwar waren

die Fenster alle wie weggeblasen und vielfach auch die schlanken, gotischen Teilungsrippen und kunstvollen Maßwerke beschädigt. Aber sonst war an Pfeiler, Wand und Dach des ganzen Bauwerks keine Änderung wahrzunehmen. Auch der schwindelnd hohe Turm mit Figuren und Treppenhäuschen bis hinan zur Spitze zeigte unversehrt seine gewohnte Gestalt. Als ich dann die Halle betrat mit ihren hochstrebenden Säulenreihen, mit ihren buntfarbigen Totenschildern der alten Geschlechter und den mannigfaltigen Denkmälern der reichsstädtischen Vergangenheit, da faßte mich zum zweitenmal ein Schauer, ähnlich dem beim Anblick des Trümmerfeldes, ähnlich, aber doch ganz anders gerichtet und mit dem Untergefühl der Freude und des Dankes.

So war also die eigentliche Herzkammer dieser alten Stadt, die Weihestätte ihres Lebens, erhalten geblieben, gerettet und den nachwachsenden Geschlechtern aufgespart! Ein Bild und ein Maßstab, an dem sich die Zukunft bewähren mußte, wenn sie darangehen wollte, den leeren Raum der zerstörten Altstadt wieder auszufüllen. Denn es würde ja einmal wieder die Verbindung hergestellt werden zwischen den unver-



Aufbau – Ulm 1960

Das Photo von 1960 zeigt, daß immer noch der Turm der Dreifaltigkeitskirche nur provisorisch abgedeckt ist. Doch haben die erhaltengebliebenen Wände von Schiff und Chor wieder ein mächtiges Dach. Auf der Adlerbastei sind die Neubauten eines Altersheims entstanden, das die Tradition des alten Spitals fortsetzt. Daß der Durchblick zum Münster nun wieder teilweise verdeckt ist, nimmt man gerne in Kauf, um so mehr als er von der neugestalteten Grünanlage auf der Adlerbastei über die niedrig gehaltene Spitalhof-Schule hinweg ganz unverstellt zu genießen ist.

sehrten Außenorten und dem Mittelpunkt, in dem nun, schmerzlich losgelöst von seiner vertrauten Umgebung, aus der es einst gewachsen war, dieses ehrwürdig-mächtige Kleinod stand.

In der fünfschiffigen Kirchenhalle befand sich mancherlei Bau- und Gerüstmaterial gelagert, und ein Teil des Mittelschiffes war abgeschränkt. Die Dreiböcke und weiß-rot gezeichneten Stangen, wie man sie sonst auf der Straße zu sehen gewohnt ist, muteten hier im Kirchenraum merkwürdig an. Aber sie gaben einen guten Vergleich, an dem man die wirklichen Größenverhältnisse dieses sozusagen überdeckten Versammlungsplatzes abschätzen konnte. War doch die Kirche zur Zeit ihrer Erbauung so groß gewesen, daß mehr als die doppelte Zahl der Stadtbürger darin hätte Platz finden können. Noch eindrucksvoller in dieser Beziehung war aber ein Blick in die Höhe, wo am oberen Lichtgaden des Mittelschiffes ein Glasermeister arbeitete und die zerstörten Fenster durch große weiße Glastafeln ersetzte. Von unten sah man nur eine Art Zigarrenkistchen an der Grenze zwischen den leeren und verglasten Fensteröffnungen leise schwankend hängen. Es mochte gerade Feier-

abend sein, denn zwei Arbeiter unten im Kirchenschiff riefen etwas hinauf, worauf der Glasermeister antwortete, und die kurzen Rufe echoten durch die Gewölbe. Jetzt gingen die Männer zu einer Winde und ließen die schwebende Werkstatt sanfter herunter. Erst als sie allmählich näher zum Boden kam, erkannte man, was es mit dem kleinen Kästchen für eine genauere Bewandnis hatte. Es war eine Arbeitsbühne von immerhin zwei zu vier Schritten Größe, auf der die Glaser Werkstisch, Stuhl, Handwerkszeug und Glaskiste stehen hatten. Dabei befand sich auch ein Korb, in dem wohl das Vesper gewesen war. Bei einer kleinen Pause konnte man ja nicht jedesmal die umständliche Luftfahrt veranstalten. Die Bühne war rings mit einem Geländer umgeben und an Rollen und Drahtseilen unter dem Gewölbe aufgehängt.

Es brauchte eine erstaunlich lange Zeit, bis der schwankende Werkplatz der luftigen Arbeit, allmählich immer größer und größer werdend, glücklich auf dem festen Boden zwischen den Kirchenbänken gelandet war. – Welche Zeit – sagte man sich mit Schrecken – mochte es wohl erst dauern, bis dieser eine Mann, dem ab und zu vielleicht ein zweiter helfen konnte,

die Riesenflächen der Fenster alle verglast hätte! Es konnte wohl Winter darüber werden oder noch einmal Sommer, aber immerhin, so langsam es zu gehen schien: die unentwegte Ruhe, mit der sich der eben erlebte Vorgang des täglichen Arbeitsschlusses abgespielt hatte, erfüllte einen mit gewisser Zuversicht, wie wenn man einen Bauern Furche um Furche ziehen sieht. Man glaubte daran, daß es wurde!

Einstweilen allerdings fühlten sich Tauben und Schwalben und weiß welche anderen Vögel in diesem neu gewonnenen Reich noch als unbeschränkte Herren und stellten eine sonst ungekannte Verbindung des geweihten Raumes mit der profanen Außenwelt her. Auch ich verließ nun die Kirche wieder, nachdem ich noch im Vorbeigehen betrübt feststellen mußte, daß eine leichte Sprengbombe, die anscheinend durch ein Fenster ihren Weg in den Chor gefunden hatte, in seinem figurenreichen Gestühl arge Zerstörungen angerichtet hatte. Jeder solche Verlust ist im wahrsten Sinn unersetzlich. Und doch! Was wollte er bedeuten angesichts dessen, was hier an Bauwerten erhalten war!

Der Tag brachte noch manche Gänge und dabei manche Gespräche mit Einheimischen und Fremden. In einer seltenen Übereinstimmung kam immer wieder zum Ausdruck, welche Bedeutung alle, mit denen ich sprach, dem beimaßen, daß gerade die Münsterkirche so glücklich erhalten geblieben war. Die einen erzählten ausführlich, wie der riesige Bau, der vielleicht den zerstörenden Geschwadern als deutlichster Orientierungspunkt für ihre grauenhafte Arbeit dicte, in den Bombennächten mit hellen Leuchzeichen wie mit einem Blumenkranz umsteckt gewesen sei: Ein weißer Lichtschmuck, der noch fast festlich strahlte, als schon das trübe Rot und der Qualm der Brände rings um die mächtigen Dächer und Strebewerke emporschlug. Andere verbreiteten sich mehr über die Standfestigkeit und die besondere Bewährung des gotischen Bauwerkes gegenüber der Gewalt des Luftdruckes. Die großen Fensterflächen hätten den Explosionswellen freien Durchgang gegeben, so daß die dünnen Pfeiler und Säulen dem geringen Anprall, der auf sie noch entfiel, gut hätten standhalten können. Scheinbar erheblich festere Bauwerke mit massiven Mauerflächen haben viel größere Zerstörungen erlitten. Die Dritten wieder betrachteten die Sache mehr vom geschäftsmännischen Standpunkt und freuten sich besonders, daß die Stadt diesen Hauptgegenstand ihrer Berühmtheit nicht verloren hatte. War doch erst in den Jahren nach dem Krieg von 1870, in der Zeit besonderer bürgerlicher Be-

triebsamkeit, der Turm zu seiner jetzigen Höhe ausgebaut worden. Eine Großtat des Bürgersinnes, an deren feierliche Vollendung die Ältesten sich noch mit Stolz aus ihren Kindertagen erinnerten.

Wenn ich manchmal einwarf, daß doch die Altstadt mit ihren Wohnungen und vielen Geschäften auch ein großer Verlust sei, da sie viel altertümliche Schönheiten und Reize gehabt habe, so wollte man dem nicht viel Bedeutung zumessen. Wohnungen und Geschäfte könne man heute in besserer Form bauen. Es sei bei dem Altertümlichen doch auch vieles Veraltete, Ungesunde und Unerfreuliche gewesen, dessen Verlust nicht so sehr ins Gewicht falle. Wenn man erst einmal darangehen könne, sich wieder zu regen, so werde bald manches wieder in bessere Ordnung kommen, als es früher gewesen sei. Es zeigte sich dabei ein handfester Wille, den Verlust, nachdem er einmal eingetreten war, zu verschmerzen und seinen Blick in eine tätige Zukunft zu lenken. Daneben empfand man sichtlich die Verpflichtung, bei aller Treue zur Überlieferung, auch die Vergangenheit kritisch zu betrachten. Mehr oder weniger deutlich klang dabei die Überzeugung mit an, die neuen Bauten müßten einem Gesinnungswandel des Gemeinschaftslebens Ausdruck geben, über dessen endgültige Form man sich wohl noch nicht im klaren war. Immerhin spürte man das Bewußtsein, daß dieser Stadt nun eine Aufgabe gestellt sei, wenn sie im Angesicht des Münsters – sozusagen unter den Augen ihrer besten Vergangenheit – in ihre bauliche Zukunft schreiten und dabei bestehen wollte.

* * *

Wieder gehen meine Gedanken zurück zur kleinen Griechin, zu dem Bilde edelsten Menschentums, das ich aus dem Wust des Trödelkrames hatte befreien wollen. Edles Menschentum gilt es auch hier zur Geltung zu bringen, aufzuwecken aus dem Schlaf, von den Fesseln zu befreien, in denen es gefangen lag. Und das Gerümpel alter Vorurteile und Unehrlichkeiten mochte unter dem Schutt begraben bleiben, der es deckt. Sprechen nicht gute Vorzeichen dafür, daß sich jetzt in unserem Volke, das durch so viel Leid geprüft und gereift ist, Kräfte finden werden, die berufen sein können, wie jene Baumeister des alten Domes, die geistigen Urgründe der Zeit zu erspüren, ihrem Wesen Gestalt zu geben und die dunklen, noch nicht voll bewußten Sehnsüchte der vielen, die guten Willens sind, zu erfüllen?

(geschrieben Ende 1946)

Silvester eines hohenloheschen Nachtwächters

*Nach alten Aufzeichnungen in verständlicher Sprache
zum Neujahr wiedergegeben von Rudolf Schlauch*

Ich, Johann Adam Pröllochs, wohlbestallter Nachtwächter allhiesiger hochgräflichen Residenzstadt delibrierete auf meinem nächtlichen Wandel anhierogenußsam, wie kurios die Mentschen sind. Insonderheit in der alten Nacht warten sie alle eines neuen Glückes und thuen so als erhasche man in sotaner Nacht aus der Frauen Fortuna Füllhorn besonders gute Stücken. Derothalb als das annus domini 1699 sich dem Ende zuneigete und ein neues Saeculum heraufzog ich meinen Gang durch besagtes Städtelein anhub und fragete männiglich, worinnen ihm sein Glück bestund. Aber ich fragete auch nicht sondern horchte nur und allsofort erstaunete ich über die närrischen Gedanken, Gebärden und Begierden der Leuthe.

Gerade tat ich aussingen das Verslein zur achten Stunde:

„Hört ihr leut und laßt euch sagen
Unsre Glock hat acht geschlagen,
Trinkt nicht stark, bleibt nüchtern all
Dass der Teufel euch nicht krall!“

als ich in die Torstuben einging allwo die reisigen Stadtknecht unter dem Tor ihre Karten spielten. Bei ihrem Spiel sahe ich zu und sahe daneben daß schon mannicher Humpen allbis auf die Nagelprobe geleeret war. Einer der Knechten, der Hann, war für Freuden schier umgekommen, er schrie und hauete mit der Faust auf den eichenen Torwartstisch und schrie: „O großes Glück, O grande Fraue Fortuna, schon Kumm mir wieder das Trumpf-Aß in die Händ!“ „O Glück, o Wonne, ich gewinn, ich gewinn!“ Mit tumben Gebärden bestreichelte er die Karten und war für Glück gänzlich um und um gedraht.

Rasselete da ebend ein großer Reisewagen die Steige herauf und durch den Sturmesbraus fahret er an die Herberg vor dem Tor. Ein Frauenzimmer zusamt einem fürnehmen Herrn ausklettern aus der Wagentur und wolbemeldtes Frauenzimmer piepsete gleich einem müden Spätzlein zu ihrem Galan: „O das Glück“ und dann hörte ich in der Sprache der Welschen, die ich noch kenne „quelbonheur, quel bonheur, la voiture, la carosse est bien conditionnée“.

Ja, das Frauenzimmer deklarierete als höchstes Glück,

daß die Achse und die Räder ihrer Karosse heil auf den Straßen hohenlohescher Grafschaft geblieben.

Item wandelte ich seitab an des jungen Predigers Haus vorbei, der noch nicht lange Zeit allhier installieret ward als mir dessen jung Weib, nachdem ich eben die neunte Stunde geblasen hatte, rief: „Johann, Johann, komm er herauf, welch ein Glück!“ Steig also die Treppen hinauf und fand des Predigers junge Hausfrauen eine große Mäusfallen in der Händ haltend, worinnen sich ängstlich vier oder fünf Mäuse ducketen: „Schaut her Johann, groß Glück und Freud, 5 Mäuselein auf einmal sein in die Fallen gegangen, können nunmehr nimmer meine kargen Mehlstäublein fressen. Glücklich bin, reich bin ich, da die Mäus, so meine Armut schädigten, gefangen.“ Ich lachte für mich hin und zog weiter fürbaß meiner Wege. In des Reiterpauren sein Stall blackte ein Licht nicht wissende ob die Fackul einen Brand ziehe tret ich zur Stalltüren ein sech den Pauren vor Freud auf den Socken hüpfen: „Johann, Johann“, ruft er, „das gibet ein gut Saekulum! Sechzehn jung Säulich und alle lebende, sag Johann, ist das nicht ein Glück! Kumm Johann, trinke einen Stumpen Brantwein, das gibt eine ganze Simmeri Glück im neuen Saekulo.“ Item kumm ich an der Apotheke vorbei. Die Hinde vom Herrn Hofapotheker bellten gar grausig, ihr Herr streckete seinen Kopf außer und fragete aus dem Fenster heraus: „Das Wetter, ist widder ein Paurenkittel da allwelcher in der Nacht ein Rezeptum vor sein Zipperlein haben mag? Ich geb keins mehr heraus!“ „Beileib, Herr Hofapotheker, ich sein nur der Johann, der die Stunden ansingt. Lassen sich der Herr Hofapotheker nicht stören, dero Punsch duftet ja schon lieblich zur Straßen!“ „Ja Johann, welch Glück, der Punsch ist guet geworden, so guet daß er gleich ins Geblüt laufet, trink er ordentlich. Welch ein Glück, ein solcher gueter Punsch! Mach er mir ein prächtig Versulein drauf.“ Und dieweilen es grad zehne glocket, greif ich mein Tüchthorn und singete dem Herren zu Gefallen:

„Hört ihr leuth und laßt euch sagen
Zehne hat die Glock geschlagen
Gut im Ofen dampf der Punsch
Sotan heißt mein Neujahrswunsch!“

Item ging ich meinen Gang weiter und deliberierete so für mich hin, was doch ein launisches Wesen dui Fraue Fortuna sei. Dem einen gefalle sie in den Mausfallen, dem andern im Schweinegatter, dem dritten wieder im Punschglas. O Menschheit, o Saeculum! Am Lindenbaum stunden zween Gestalten. Mit katzgleichen Sohlen schleiche ich hörend den Bastel zur Liesel sagend: „O, Glück, o Freud, o Jubilo, ich krieg im alte Jahr einen Kuß von meiner Liesel. O Glück, o Freud im neuen, so das alte also-gut endet!“

Am Schloß hinter der breiten Brücken stunde das Tor das große auf. Dünkete mir, da könnte der Räuber und der Dieb und der Gottseibeius durch und tritt in das Tor. Im Saal des Schlosses brenneten in vielen Lüstern die Kerzen und die Gäste jubilierten. Gerade will ich kehren, kummt der Oberlakai großen Humpen schwer in Händen tragende und jubilierte angleichermassen. „Johann, großes Glück! Johann, was ein Glück! Der Herr Graf schickete mich in Keller, Vinum aus hochgräflichem Winperg zu holen. Ging ich vorbei an den Fässern, merkte, das große Faß mit Malvasier mach tropf tropf, rennete zum Graven: Herr Grav, Herr Grav, der Malvasier laufet aus! Schreckenbleich eilete der Herr – nur er hat das Schlüzelin zum Faß – in Keller, verschleust das Faß und der Schaden noch nicht zu groß, erträglich. Sagte der Herr Grav: Er hat meinen Malvasier gerettet. Füll er sich zum Dank den großen Humpen damit! Johann, hätt mich nicht nach dem Malvasier

vorher die Zunge gejúckt, hätt ich tropf tropf nit gehöret. Ein Glück! Davor hab ich anitzo den Malvasier! O dos gute neue Jahr! O das Glück solche Vina in so machtsgrößen Fässern!“

Nunmehr muß ich die eilfte Stund aussingen und denket an den Branttewein, den Punsch und den Malvasier denket darob nach, welch gering Ding den Menschen Glück bringen – und mir armen Nachthüter auch – ruhete mich eine Weile im Winkel am Schloßtor da die Geisterchen des Malvasier munter in meinem Kopfe sich dreheten. Kam die Mitternacht herbei und tuttete ich laut und abermals laut und sange mit schöner Stimm:

„Hört ihr leuth und laßt euch singen
Ein neu Jahr hebet an mit Klingen
Ist auch groß der Menschen Tück
Ueberall findt' ihr das Glück!“

Hörete sotanen schönen Versch der Ochsenwirt, brauete gestern starkes Bier und reichete mir einen Krug damit und die Glocken klingen tönende grüßende läuten vor das neue Saeculum.

Glück? Was ist es? Fragend mich alten Tutetöner und Nachthüter würd ich sagen: Das klein Glück nehmen und dem großen Glück nit Nachtrauer halten, das ists und unsern Herrgott die Stunden walten und schalten lassen, das ist mehr. So dünket mich und so trink ich die Neige von Ochsenwirts Starkbier aufs Glück im neuen Jahr.

Freude

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen!

Friedrich Schiller

Freuden- und Trauertage in der Abtei Neresheim vor 250 Jahren (1711 — 1961)

Von P. Paulus Weißenberger OSB

Eine sehr bedeutsame Quelle zur Geschichte der Abtei wie auch der Stadt Neresheim und auch für das benachbarte Umland bilden die beiden Tagebuchbände des einstigen Neresheimer Klostersekretärs Johannes Heyser (aus Kleinerdingen bei Nördlingen), des Vaters des späteren Neresheimer Abtes Edmund Heyser (1729–1739). Beide Foliobände, in weißes Pergament gebunden und im Archiv der Abtei aufbewahrt, zählen zusammen rund 1500 Seiten, die fast durchweg ganz beschrieben sind. Die Aufzeichnungen reichen vom 28. September 1698 bis 2. August 1722. Beide Bände sind durchlaufend mit der sehr gut lesbaren, schönen Handschrift des Klostersekretärs niedergeschrieben. Die Tageseinträge sind manchmal sehr kurz, kaum zwei bis drei Zeilen umfassend, manchmal aber viel länger, doch kaum einmal für einen Tag eine ganze Seite füllend. So trocken manche Berichte sind – zusammengeschaут mit anderen geben sie ein überaus farbenreiches Bild der inneren Klostergeschichte von Neresheim und zwar gerade in jenen Jahren, da der heutige herrliche Klosterbau erstand.

Im folgenden sei aus dem ersten Band des Tagebuches nur auf einige bedeutsame Ereignisse hingewiesen, deren freudiges wie trauriges Gedächtnis sich gerade im Jahre 1961 zum 250. Male jährte und die auch von etwas größerem ordens- oder kulturgeschichtlichem oder politischem Interesse sind. Diese Tagebuchnotizen wurden, soweit nötig und möglich, aus einigen anderen Aktenberichten des Kosterarchivs ergänzt und erweitert.

1. Tod von Abt Simpert Niggel, des Erbauers des Barockklosters

Abt Simpert Niggel (geb. in Schwangau, bayr. Allgäu, 1654, 23. Mai; zum Abt erwählt 1682, 1. Juni; resigniert 1706, 20. April, gest. 1711, 3. März) war einer der großen Barockäbte von Neresheim. Ihm verdankt die Abtei ihren herrlichen barocken Klosterbau in seiner heutigen Gestalt, sowohl was die am Bergabhang gegen die Stadt N. zu gelegenen landwirtschaftlichen Gebäude (mit heutigem Hospiz bzw. Landwirtschaftsschule) betrifft (seit 1694) wie den stolzen eigentlichen Klosterbau, zu dem Abt Simpert selbst am 10. April 1699 den Grundstein legte.

Abt Niggels *Wappen* prangt, in Stein gehauen, noch heute an der Ostseite des Klosterhospizes über dem Eingang zur jetzigen Schwesternwohnung (mit der Jahreszahl 1695). Als Malerei findet es sich in einer überaus reizvollen Rokokokartusche über dem Abtstisch im Speisesaal (Refektorium) der Abtei, als Schmiedearbeit im kunstvollen Schloß der Türe zur alten Klosterbibliothek, als Stuckplastik an der Decke des großen Schwesternzimmers im Hospizgebäude (Verwendung dieses Raumes

im alten Kloster noch unbekannt), als Superlibrum auf gar manchen schönen Schweinslederbänden der alten Klosterbücherei. Ein Barockofen im Zwischentrakt der Abteianlage trägt noch seinen Namenszug mit der Jahreszahl 1701 (aus den Eisenwerken in Wasseraltingen stammend, die Zeichnung der Platten dieses Ofens gehen auf Melchior Paulus aus Ellwangen zurück bzw. dessen Vater Johann, vgl. L. Mangold, Stukkatoren . . . in Ellwangen, Stuttgart 1938, S. 16, 98 und Pazaurek in: Ellwanger Jahrbuch, Abb. 3, S. 84).

Der Höhepunkt des Lebens von Abt Niggel war wohl – neben der frohen 600-Jahrfeier * des Klosters Neresheim im Jahr 1695 (vgl. P. Weißenberger, Baugeschichte der Abtei Neresheim, Stuttgart 1934, S. 41 ff.) sowie den für das Kloster so schweren Tagen des spanischen Erbfolgekrieges, besonders in den Jahren 1702–1705 – seine Teilnahme als Hofkaplan an der Reise des Grafen Wolfgang von Oettingen-Wallerstein nach Konstantinopel, als letzterer als Prinzipalkommissär und Großbotschafter des Deutschen Kaisers Leopold I. den Frieden mit der ottomanischen Pforte zu Karlowitz unterzeichnete, wodurch der Einfluß der Türken auf Europa endgültig gebrochen wurde. Diese Reise dauerte von Ende September 1699 bis Ende Januar 1701. Ausgangspunkt und Schlußpunkt der großen Fahrt mit ihren vielen Erlebnissen war Wien. Das Tagebuch dieser großen Reise schrieb der Begleiter des Abtes Niggel, sein Mitbruder Pater Leonhard Haydt, der damalige Historiker der Abtei Neresheim. Es ist uns in der schwer leserlichen Urschrift in Klein-Quart, ferner in einer erst in Neresheim nach der Rückkehr gemachten schönen Reinschrift in Groß-Folio und schließlich in einem Druck erhalten, der noch im Jahr 1701 bei G. Schlüter in Augsburg verlegt wurde. Dazu liegen im Fürstlich Thurn und Taxisschen Zentralarchiv zu Regensburg unter den dortigen Neresheimer Akten noch eine Reihe von 14 Briefen, die Abt Niggel von seiner langen Reise in seine Abtei an den damaligen Pater Großkeller Magnus Hel, der 1706 Niggels Nachfolger als Abt werden sollte, gesandt hatte. Reiches, noch gänzlich unbearbeitetes Material über diese Reise und vor allem die Tätigkeit und die Verdienste des Grafen Wolfgang von Oettingen-Wallerstein um den so bedeutsamen Frieden von Karlowitz findet sich außerdem im fürstlichen Archiv zu Wallerstein. Sehr ausführlich kommt auf diese „türkische Friedensgeschichte“

* Kaum 80 Jahre später, im Jahr 1777, veranstaltete die Abtei N. hingegen bereits eine Jahrtausendfeier ihrer „Gründung“. Man knüpfte dabei an eine spätmittelalterliche Klostertradition an, die irrtümlich Herzog Tassilo von Bayern als Klostergründer ausgab (vgl. Weißenberger a. a. O., S. 1 f.).

der Jahre 1699/1700 schon Ph. Abelinus, *Theatrum Europaeum* (Bd. 15, Frankfurt 1757, S. 515–536, 714–718 und später) zu sprechen, wobei er (S. 532) Abt Simpert von Neresheim beim feierlichen Einzug in Wien unter n. 12 der dabei genannten hohen Herrschaften aufführt.

Am 20. April 1706 verzichtete Abt Simpert Niggel – er war kaum 28jährig Abt geworden – obwohl erst 52 Jahre alt, aus freien Stücken, nach 24jähriger, äußerst gesegneter äbtlicher Tätigkeit, auf die Leitung seiner Abtei. Er zog sich in den Ruhestand zurück und blieb in seinem Kloster. Seine Gesundheit war durch die vielen großen Arbeiten, Mühen und Sorgen während seiner Regierungszeit, in der er auch mehrere Jahre Präses der eben errichteten Augsburger Benediktinerkongregation vom Heiligen Geiste war, erschüttert. Er hinterließ seinem Nachfolger und bisherigen treuen Großkeller, Abt Magnus Hel, ein fast fertiges, äußerlich neu gebautes und innerlich wohl geordnetes Kloster, das sich auch finanziell sehen lassen konnte und trotz der großen Bauausgaben und Kriegskontributionen keine Schulden aufwies.

Nach seiner Resignation waren Abt Simpert Niggel noch fünf Lebensjahre geschenkt, die er im sog. Musaeum, „vulgo die neye Abbtsey“, verbrachte. Da als Museum immer wieder das zwischen dem Speisesaal und der alten Bibliothek gelegene Stockwerk im Südflügel des Neubaus bezeichnet wird, lag die Wohnung des Abtes Niggel nach seiner Abdankung ungefähr an der gleichen Stelle, wo sich gegenwärtig die Abteiräume befinden; wie weit aber dieses Stockwerk ursprünglich unterteilt und eingerichtet war, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis.

Während der Jahre seiner Resignation war Abt Niggel von sehr viel Kopfweh geplagt; auch wurde er wiederholt von Schlaganfällen heimgesucht. In den Tagen aber, da er sich wieder wohler fühlte, nahm er gern an den verschiedenen Festlichkeiten innerhalb und außerhalb des Klosters teil, übernahm für seinen Nachfolger noch manche geschäftliche Reisen, Besuche und liturgische Funktionen. Im übrigen lebte er wie ein schlichter Mönch dem Gebet und den Werken der Frömmigkeit.

Am 3. März 1711 erlitt er vormittags zwischen 10 und 11 Uhr auf seinem Zimmer zum drittenmal einen Schlaganfall. Er stürzte dabei aus seinem Sessel und starb so ganz allein und unversehens.

Noch am gleichen Tag wurde die Todesnachricht der Geistlichkeit der dem Kloster inkorporierten Pfarreien mitgeteilt. Gleichzeitig wurden die Pfarrer mit einigen anderen geistlichen Herren für den folgenden Tag, den 4. März, zum Begräbnis des heimgegangenen Prälaten eingeladen. Am 4. März morgens hielt Pater Amandus Fischer, einer der jüngeren Patres des Klosters, „eine zierliche und auf diesen sel. Herrn sehr wohl eingerichtete Leichtsermon“ (Begräbnisrede), die offenbar sowohl beim Konvent der Abtei wie ihren Beamten und den Pfarrherren großen Anklang fand. Hierauf hielt Pater Prior Josef Brenner (aus der Stadt Neresheim gebürtig) den Trauergottesdienst und setzte dann Abt Simpert in der Totengruft der Mönche unter dem Schiff der alten, damals

noch stehenden romanischen Klosterkirche bei. Von der benachbarten Geistlichkeit waren zum Begräbnis erschienen: die Pfarrer von Auernheim, Demmingen, Ebnat, Großkuchen, Neresheim, Ohmenheim, Riffingen und Ziertheim sowie der Kaplan von Elchingen. Sie lasen alle sog. Beimesen für den verstorbenen Abt und waren dann Gäste beim Mittagstisch im neuen Klosterrefektorium. Noch am gleichen Morgen des 4. März ritt P. Kolumban Fendt nach Nördlingen, um dort die Totenrotel (d. h. Todesanzeige mit Lebenslauf des verstorbenen Abtes, alles in lateinischer Sprache) drucken zu lassen.

Am 11. März wurde der sog. Siebente (Trauergottesdienst) für den verstorbenen Abt gehalten, zu dem wieder zehn Geistliche der Nachbarschaft, darunter der Pfarrer von Dorfmerkingen und der Kaplan von Ziertheim, erschienen waren. Zum Begräbnis oder zum Siebenten war es zu Beginn des 18. Jahrhunderts nicht üblich, einen Abt der Nachbarschaft einzuladen, nicht einmal aus dem der Abtei Neresheim so nahe gelegenen und freundschaftlich wie kongregationsgemäß verbundenen Kloster Mönchsdeggingen – die Äbte legten auch selbst noch ein großes Gewicht auf die Einhaltung des Gelübdes der Stabilität –, vor allem wenn der verstorbene Abt kein regierender Prälat mehr gewesen war.

Erst zum sog. Dreißigsten (letzter Trauergottesdienst), etwa drei bis vier Wochen nach dem Tod, wurden auch Weltleute aus der weiteren Nachbarschaft eingeladen. Meist wurde auch erst bei diesem letzten Trauergottesdienst eine Gedächtnisrede auf den heimgegangenen Abt gehalten, falls überhaupt eine solche stattfand. So war es auch am 26. März 1711 in Neresheim. Neben neun Pfarrherren aus den oben genannten Orten, ferner dem Hofkaplan des Grafen von Eglingen und dem Kaplan von Elchingen nahmen auch die drei Bürgermeister der Stadt Neresheim am Trauergottesdienst teil; sie waren dann auch nachher beim klösterlichen Tisch zu Gast.

Abt Simpert Niggel wird in den Neresheimer Aufzeichnungen als „vir verbo potens et opere“ bezeichnet. Er war demnach ein Mann, mächtig im Wort und in der Tat. Er hat denn auch seiner Abtei nicht nur ein prächtiges bauliches Gewand geschenkt, sondern auch hohes Ansehen im eigenen Orden und bei den weltlichen Großen der Nachbarschaft erworben und sich selbst wie seinen Nachfolgern von Kaiser Leopold I. in Wien den Titel eines Kaiserlichen Rates und Erbkaplans verschafft.

2. Priesterweihe und Primiz

Das Jahr 1711 war in der Abtei Neresheim in eigenartiger Weise bestimmt durch Abwechslung von Leid und Freud, die hin und wieder sogar auf den Tag zusammentrafen. So war es schon anfangs März dieses Jahres.

Am 25. Februar hatte P. Tassilo Pollinger von Neresheim, der als der eigentliche Erbauer der einstigen zweitürmigen Wallfahrtskirche von Mariabuch bei Neresheim gelten darf (1796 von durchziehenden Franzosen niedergebrannt), im Auftrag seines Abtes Magnus Hel vier junge, noch in den theologischen Studien befindliche,

Mönche seines Klosters in die Bischofsstadt Augsburg zu führen, damit sie dort die höheren heiligen Weihen empfangen sollten. Es war noch nicht Brauch wie heute vielfach, daß der Diözesanbischof oder sein Weihbischof in die Abteien zur Weihe der jungen Kleriker kam, sondern gerade umgekehrt wurde das Bewußtsein der Zugehörigkeit der Abteien zur Diözese und ihre Abhängigkeit von ihrem Bischof hervorgekehrt. Im Jahr 1711 sollten aus Neresheim in Augsburg die Klerikermönche Frater Marian Mack, Hubald Schießel, Maurus Manz und Ämilian Faldkner höhere Weihen erhalten; erstere beide sollten zu Priestern, Frater Maurus zum Diakon und Frater Ämilian zum Subdiakon geweiht werden. Außerdem ritt noch der Student Leopold Brenner, aus der Stadt Neresheim gebürtig, mit, der in Augsburg um die Erteilung der vier niederen Weihen anhalten wollte (am 17. 12. 1712 wurde er bereits zum Priester geweiht).

Alle fünf Neresheimer Mönche machten die Reise nach Augsburg und zurück, zusammen mit dem jungen Brenner, in je zwei Tagen zu Pferd. Reiten zu lernen gehörte auch zu den Noviziatsaufgaben im alten Kloster Neresheim, was bei den damaligen Lebens- und Verkehrsverhältnissen leicht zu begreifen ist (vgl. Weißenberger, in: Bened. Monatschr. 32/1956/S. 292).

Die Erteilung der hl. Weihen geschah nach vorausgegangenem, in Augsburg vor dem Generalvikar und (gleichzeitig meist) Weihbischof der Diözese abgelegten Weihexamina, im Dom daselbst. Weihetag war der Samstag des Frühjahrsquatembers, der 28. Februar. Die hl. Weihe erteilte der damalige Weihbischof Johann Casimir Röls. Den Neupriestern wurde meist nach Erteilung der hl. Priesterweihe sofort auch das sogenannte Cura-Instrument mitgegeben, d. h. die Vollmacht erteilt, Beichte zu hören und sonstige seelsorgliche Tätigkeit auszuüben.

Am 3. März, an dem am Morgen Abt Simpert Niggel in Neresheim so schnell an einem Gehirnschlag aus dem Leben geschieden war, kehrten am Nachmittag alle Neugeweihten mit ihrem geistlichen Begleiter glücklich und froh in ihr Heimatkloster zurück, das inzwischen von großer Trauer über den so plötzlichen Tod seines großen Abtes erfüllt worden war.

Da man bereits in der Fastenzeit stand, der Primiztag aber ein echter Freudentag sein sollte und es zudem damals Brauch war, daß die Neupriester vor der ersten feierlichen Messe noch aufs genaueste in die Rubriken und den Ablauf der Meßfeier eingeführt wurden, wurde die feierliche Primiz der beiden neuen Priester Mönche Marian und Hubald über die ganze Fastenzeit und sogar über Ostern und Weißen Sonntag hinweg bis zum zweiten Sonntag nach Ostern, genannt „Misericordias Domini“ (= Anfang des Eingangsliedes der Meßfeier), d. h. auf den 19. April, an dem zugleich das Hochfest des hl. Josef gefeiert wurde, verschoben.

Die Doppelprimiz fand in der Weise statt, daß beide Primizianten je ein Amt sangen. Zwischen den beiden Ämtern hielt P. Cölestin Mayr von St. Ulrich in Augsburg die Fest- und Primizpredigt. Da P. Hubald Schießel

aus Augsburg stammte und wohl in der Klosterschule von St. Ulrich daselbst herangebildet worden war, bevor er in Neresheim das Ordensgewand erbat, waren zur Primiz nebst vielen Verwandten auch P. Prior und P. Josef von St. Ulrich nach Neresheim gekommen. Eine Heimatprimiz der Mönche hat es ja in der oft als lax betrachteten Barockzeit nie gegeben. Deshalb nimmt es nicht wunder, daß bei der Doppelprimiz so viele Gäste anwesend waren. Sämtliche Gäste, sowohl die männlichen wie die weiblichen, speisten zusammen mit dem Konvent der Abtei anlässlich des großen Festtages „am Hof“, wie man noch heute in Einsiedeln sagt, d. h. in der sogenannten Tafelstube (Gästezimmer) des regierenden Abtes, die außerhalb der Klausur (der für Frauen unzugänglichen inneren Klosterräume) lag. Es ist dies das später sogenannte Michaelizimmer (genannt nach dem letzten Reichsprälaten von Neresheim, Michael Dobler, der in diesem Raum einen mächtigen klassizistischen Ofen mit seinem Wappen, errichten, ebenso im Deckenstück – zu Unrecht – sein Wappen anbringen ließ), der schöne Prunkraum der heutigen neuen Klosterbibliothek, dessen köstliche Stukkaturen weder aus der Zeit des Abtes Simpert Niggel noch des Abtes Dobler stammen, sondern etwa aus der Zeit um 1730/35 und vielleicht von Johann Bapt. Zimmermann oder einem ihm nahestehenden Meister (ähnlich wie im Speisesaal der Abtei) gefertigt wurden. Heyser führt in seinem Tagebuch nicht weniger als 30 männliche und neun weibliche Gäste der beiden Primizianten auf; dazu kamen noch Abt Magnus Hel als Gastgeber mit seinem Konvent, der damals 17 Chormönche zählte (Laienbrüder gab es keine). Unter den Gästen bemerkte man auch den Pfarrherrn der Stadt Neresheim mit Vater und Bruder, ferner die drei Bürgermeister, den Stadtschreiber und den Schulmeister von dort. Von der Festtafel selber wird uns leider nichts berichtet.

3. Generalkapitel der Augsburger Benediktinerkongregation in der Abtei Neresheim

Die Abtei Neresheim gehörte seit Ende des 17. Jahrhunderts zur schwäbischen Benediktinerkongregation vom Hl. Geist, die seit 1687 unter großen Schwierigkeiten für die Diözese Augsburg errichtet wurde. Ihre Geschichte ist noch nicht geschrieben. Die zu dieser Kongregation gehörigen Klöster sind an den Wänden des schönen, von Dominikus Zimmermann studierten Festsaals der Abtei Neresheim in flachem Stuckrelief abgebildet. Hiernach gehörten zu dieser Augsburger Benediktinerkongregation nur Männerabteien und zwar Hl. Kreuz/Donauwörth, (Ober-)Elchingen bei Ulm, Fultenbach bei Wertingen, Füssen, Irsee, (Mönchs-) Deggingen bei Nördlingen, Neresheim und Ottobeuren. Nie zählten dazu die ebenfalls in der Augsburger Diözese gelegenen Benediktinermännerklöster Andechs, Augsburg/St. Ulrich (Reichsstift), Benediktbeuren, Kempten (nur für hohe Adelige) und Thierhaupten.

Die Äbte der genannten zur Kongregation vom Hl. Geist verbundenen 8 Benediktinerklöster (zeitweilig waren es

wegen der von seiten des Bischofs erhobenen Schwierigkeiten nur 6, indem Donauwörth und Ottobeuren sich zurückzogen) kamen von Zeit zu Zeit, meist alle drei Jahre, zu einem sogenannten Generalkapitel zusammen. Die einzelnen Konvente besaßen das Recht, hierzu gewählte Vertreter als abstimmungsberechtigte Teilnehmer (Deputierte) aus der Reihe ihrer Mönche zu entsenden. Ein solches Kapitel fand auch im Jahr 1711 zwischen 17. bis 20. Mai, also in der Woche vor Pfingsten, statt, und zwar in der Abtei auf dem Ulrichsberg zu Neresheim. Am Sonntag, den 17. Mai abends kamen die Prälaten und Deputierten ihrer Abteien gemeinsam in Neresheim an. Sie waren alle beritten. Es trafen allerdings nur die Prälaten von Donauwörth, Elchingen, Fultenbach, Irsee und Mönchsdeggingen ein (zusammen mit Neresheim 6 Prälaten). Die Äbte von Füssen und Ottobeuren ließen sich durch ihre Konventsdeputierten, d. h. ihre eigenen Prioren, vertreten (diese hatten also zwei Stimmen bei einer Abstimmung). Außerdem kamen als Konventsabgesandte die beiden Subprioren von Donauwörth und Irsee sowie P. Roman von Fultenbach; von Seite Neresheim nahm der damalige Prior als gewählter Konventsvertreter am Kapitel teil. So standen also den 6 Prälaten 6 Konventsvertreter gegenüber (von denen zwei zugleich ihre Äbte vertraten!). Für Elchingen und Mönchsdeggingen werden keine Konventsvertreter verzeichnet.

Die Beratungen des Kapitels wurden am Montag, den 18. Mai, nach vorausgegangenem feierlichem Amt und Anrufung des Hl. Geistes begonnen. Sie müssen recht intensiv gewesen sein, da man am gleichen Tag nicht mehr dazu kam, die Frage des neuen Präses der Kongregation (die Amtszeit des bisherigen, 3 Jahre, waren abgelaufen) noch auch die der neuen Visitatoren für die Kongregationsklöster zu regeln. Diese Aufgabe wurde erst am folgenden Tag, den 19. Mai, erledigt. Dabei wurde der bisherige Präses, Abt Amandus Röls von Donauwörth, wiedergewählt und als Haupt der Kongregation von den anwesenden Äbten und Konventsdeputierten erneut bestätigt. Abt Amandus Röls war der leibliche Bruder des Abtes Roger vom Zisterzienserstift Kaisheim wie auch des Weihbischofs Johannes Casimir von Augsburg. Diese drei Prälaten entstammten alle einer frommen, einfachen Handwerkerfamilie (Schmied) in Schwandorf/Oberpfalz. Zum Visitor ward Abt Willibald Grindl von Irsee, zum Konvisitor oder Stellvertreter des Visitors Abt Heinrich Werner von Mönchsdeggingen ernannt. Während dem Präses die Leitung der ganzen Kongregation für drei Jahre zustand, hatte jeweils einer der beiden Visitatoren zusammen mit dem Präses (bzw. in dessen Kloster mit seinem Konvisitor) während des Trienniums die einzelnen Abteien der Kongregation zu besuchen und die Durchführung der Kongregationsstatuten wie der Generalkapitelsbeschlüsse zu überprüfen. Nachdem die Kongregationsleitung erneuert war, hatte das Kapitel seine Aufgabe vollendet. So konnten Äbte und Deputierte am 20. Mai wieder in ihre Abteien zurückkehren. Glücklicherweise sind wir auch über die Beratungen des

Generalkapitels in Neresheim vom Jahr 1711 etwas orientiert. Der kurze, lateinische Rezeß darüber hat sich in Abschrift in der Abtei Ottobeuren erhalten. Hiernach wurden auf dem Kapitel folgende Themen behandelt:

1. Die Teilnahme von Konventdeputierten; sie wurden auf eine Vierzahl beschränkt, also auf die Hälfte der zur Kongregation gehörigen Abteien, offenbar um so den 8 zur Kongregation gehörigen Äbten leichter das Übergewicht bei einer Abstimmung zu verschaffen;
2. Die Sendung von Klageberichten von seiten der Mönche an den Präses der Kongregation; es mußte zu solchen Berichten die Erlaubnis des eigenen Abtes eingeholt und auch erlangt werden!

3. Die rechtzeitige Anzeige des alle drei Jahre stattfindenden Kapitels; das Datum desselben sollte schon drei Monate vor dem festgesetzten Termin mitgeteilt werden, damit Vorschläge, Klagen usw. gut vorbereitet, dem Präses eingereicht und von diesem den Konventen vorher zur Kenntnis gebracht werden konnten.

Punkt 4 und 5 regelten die Reisekosten und den von den Klöstern einzuhebenden Betrag für die Kongregationsausgaben. Punkt 6 wünschte von allen Klöstern bis zum nächsten Kapitel eine Zusammenstellung der Eigenfeste, damit deren Gestaltung bzw. liturgische Feier vereinheitlicht werden konnte (= Vorarbeit für ein gemeinsames Kongregationsproprium). Der 7. Punkt empfahl die treue Beobachtung des Armutsgelübdes hinsichtlich Wert- und Geldsachen.

4. Eine volksliturgische Rarität: die große Karfreitags-Prozession der Abtei Neresheim im 17./18. Jahrhundert

Das Tagebuch Heyzers gibt auch manch willkommene Aufschlüsse über die Gestaltung hoher liturgischer Feiertage vor 250 und mehr Jahren. Am wichtigsten sind die Nachrichten über die Feier der großen Karfreitagsprozession, die in Gmünd, Schussenried u. a. zum Ausgangspunkt für Passionsmusik und Passionsspiel wurde. Heyser erzählt in seiner meist recht trockenen Art kurz: „den 3. April (Karfreitag) 1711 kam am Vormittag der Herr Landvogt von Wallerstein über Ulm mit seiner Frau hierher, welche nach vollender charfreytäglichen Prozession widerumb fort nacher Wallerstein.“

Unsere heutige Karfreitagsliturgie, auch die des römischen Missale, kennt keine öffentliche Karfreitagsprozession mehr. Was meint nun Heyser mit seiner nur allzu kurzen Aufzeichnung? Um darüber zur Klarheit zu kommen, ist es wichtig, die sämtlichen Notizen seines über die Jahre 1698–1722 sich erstreckenden Tagebuchs über diese sogenannte Karfreitagsprozession hier zusammenzustellen. Es geschieht das auch deswegen, weil hier erstmals in einer Neresheimer Quelle ein volkstümlicher, liturgischer Brauch der Barockzeit festgehalten ist, den ich schon für das oberschwäbische Prämonstratenser-kloster Schussenried nachweisen konnte (vgl. Schwäbische Post/Aalen 1959 n. 67 vom 21. März und dort gegebene

Hinweise) und der auch bereits in einigen anderen württembergischen Orten festgestellt worden ist.

- „1699 findet sich bei Heyser zum 17. April (Karfreitag) kein Hinweis, weil man offenbar wegen des begonnenen Klosterbaus (10. April Grundsteinlegung) keine rechte Zeit zur Vorbereitung hatte
- 1700 9. April ‚war meine Frau Gevatter, die Pflegerin von Katzenstein, mit ihren Kindern nachmittag bei mir alhier, um der karfreitäglichen Prozession beizuwohnen‘,
- 1701 scheint Heyser abwesend gewesen zu sein
- 1702 14. April ‚hat es sich anfangen, wieder in ein Frühlingswetter schicken, also daß man heut nachmittag, wenn es nicht zu kotig (schmutzig) gewesen wäre, die karfreitägliche Prozession wohl hätte halten können; nachmittags seind Herr Pfarrer und Herr Vogt von Amerdingen hier gewesen‘ (um die Prozession zu sehen)
- 1703 (die Prozession dürfte wegen des spanischen Erbfolgekrieges, der sich auch auf dem Härtsfeld schlimm auswirkte, unterblieben sein)
- 1705 10. April ‚war der heilige Karfreitag, an dem nachmittags der Herr Graf von Eglingen, dessen Herrn Obervogt bei sich habent, hierher geritten; seind bei der Prozession über 60 Geißler gewest‘
- 1706 2. April ‚seind bei der karfreitäglichen Prozession 63 Geißler, 54 Creuzschleifer und 2 Ausgespannte erschienen‘
- 1707 22. April ‚hat P. Dionysius die karfreitägliche Prozession gehalten, wozu ein großer Conkurs von fremden Leuten gewesen‘
- 1708 6. April ‚hat man bei schönem Wetter nachmittag die karfreitägliche Prozession gehalten bis nacher Nöresheim hinunter, wozu auch der Herr Graf von Eglingen hierhergekommen, welcher neben seinem Kammerdiener den Herrn Kastner von Pappenheim bei sich gehabt‘
- 1709 29. März ‚nachmittags war neben anderen Fremden, so der karfreitäglichen Prozession zugesehen, auch der Herr (Hofkaplan) Freyhammer von Katzenstein und der Herr Zollner Enslin von Heidenheim hier‘
- 1710 18. April ‚hat man die karfreitägliche Prozession bei gar schönem Wetter nacher Neresheim und wieder herauf gehalten, wozu auch der Herr Graf von Eglingen, den Herrn Kastner von Pappenheim, seinen Hausmeister, Kammerdiener und Reitknecht wie auch eine Kutsche mit einem Fräulein, der Gubernantin (Erzieherin) und 2 Kammermägden bei sich habent, anhero kommen‘
- 1711 3. April s. oben S. 228
- 1712 keine Aufzeichnung
- 1713 14. April ‚diesen Nachmittag kommt der Herr Graf von Eglingen mit einigen seinen Fräulein Töchtern, Gubernantin, Cammermensch usw. hierher, die Prozession zu sehen, desgleichen der Herr Kastner Mair von Nördlingen mit seiner Frauen,

Jungfrauen Schwester, Herrn Pfarrer von Erdlingen (Kleinerdingen) . . .

- 1714 30. März ‚hat man wegen wilden Regenwetters die karfreitägliche Prozession nit anders als nur meistens mit Buben und Mädlen, den Rosenkranz betend, im Kreuzgang halten können‘
- 1715 keine Aufzeichnung
- 1716 10. April ‚nachdem bishero immerzu wildes und kaltes Schneewetter gewesen, so hat es sich doch heute gänzlich aufgeheilt und war also schön, daß man die karfreitägliche Prozession ungehindert halten können und ist man darmit nacher Neresheim hinuntergangen‘
- 1717 26. März ‚hat Herr P. Edmund (der Sohn des Klostersekretärs und Tagebuchschreibers Heyser) seinen ersten karfreitäglichen Umgang bei schönem Wetter nach Neresheim hinunter gehalten, wobei viele Penitenten und andere Leut zugegen waren‘
- 1718 15. April ‚nach dem Mittagessen seind der Herr Regierungsrat Dietrich und der Kammerrat Prack, beide von Stuttgart mit dem Herrn Bürgermeister Rauen von Heidenheim zu besehung der karfreitäglichen Prozession anhero kommen‘
- 1719 7. April ‚nachmittag hat man die ordinari karfreitägliche Prozession gehalten und zwar bis nacher Neresheim und wieder herauf‘
‚den 8. April zu Mittag hat der junge Hoser, Laquay von Baldern, welcher gestern der Prozession mit der Trompeten beigewohnt, im Refektorium gespeist‘
- 1720 29. März ‚wurde bei kaltem Wetter zwar die karfreitägliche Prozession, aber nur im Klosterhof herum gehalten und seind die Geißler bei dem ersten Umgang gleich wieder davon und in die Hofstube (Bauernstube, die geheizt war) geloffen (wegen der großen Kälte)‘
- 1721 11. April ‚ist die karfreitägliche Prozession bei sehr windigem kaltem Wetter gehalten worden‘
- 1722 3. April ‚hat man wegen dieses Ungewitters („am Gründonnerstag hat es den ganzen Tag mit Schnee und Regen gewittert“) keine Prozession halten können, sintemalen die Gaisler sich nur in der Hofstube und in der Kirche aufhalten müssen‘

Aus diesen kulturgeschichtlich hochbedeutsamen Aufzeichnungen, die bisher die einzige Kunde von der Karfreitagsprozession in Neresheim bieten, geht hervor, daß auch in der Benediktinerabtei Neresheim auf dem Härtsfeld zu Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts, vielleicht noch in die Zeit unmittelbar nach dem 30jährigen Krieg zurückreichend, am Karfreitag nachmittags eine große Bußprozession gehalten wurde, die vom Kloster ihren Ausgang nahm, den Berg hinab in die Stadt führte, wo vielleicht auf dem Marktplatz eine Bußpredigt stattfand, um dann wieder zur Abtei zurückzukehren. Die Prozession zog, wie anderswo, so auch in Neresheim viele

schaulustige Leute aus nah und fern, auch Andersgläubige, an. Bei der Prozession spielten Männer, die sich öffentlich blutig geißelten, große schwere Holzkreuze auf ihren Schultern in der Prozession mitschleppten oder sonstige anstrengende Bußübungen auf sich nahmen, z. B. längere Zeit mit ausgestreckten Armen beteten („Ausgespannte“ zum Jahr 1706), eine große Rolle. Ob auch kunstvolle symbolische Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn oder von dessen Vorbildern im Alten Testament wie in Schussenried in der Prozession mitgeführt wurden, ist in unserer Quelle zwar nicht berichtet, aber doch recht wahrscheinlich. Auch von den Passionsgesängen während der Prozession, die gewiß ebenfalls stattfanden, sagt uns Heyser in seinen Aufzeichnungen kein Wort. Die an der Prozession beteiligte Musik, die auch in Schussenried genannt wird, erwähnt Heyser leider nur mit einem einzigen Wort und zwar zum Jahr 1719, wo er von einem Trompeter, einem Hoflakaien des Grafen von Wallerstein-Baldern, spricht, der sich mit seinem Instrument an der Bußprozession beteiligt hatte.

Ende des 18. Jahrhunderts war die karfreitägliche Prozession wie in Schussenried längst außer Brauch gekommen. Wahrscheinlich war auch sie ein Opfer der liturgischen Erneuerungsbestrebungen der anbrechenden Aufklärungszeit geworden.

5. Tod des Abtes Magnus Hel

Am 19. April 1711 hatten die beiden jungen Priester-mönche Marian Mack und Hubald Schießel ihre Primiz gefeiert. Tags darauf, den 20. April, konnte der tüchtige einstige P. Großkeller und Nachfolger Abt Simperts auf dem äbtlichen Thron, Abt Magnus Hel, zum sechstenmal den Tag seiner Wahl zum Abt begehen. Er war in Füssen beheimatet und stand bei seiner Erwählung zum geistlichen Vater und Prälaten von Neresheim im 54. Lebensjahr. Zuvor hatte er nach dem Zeugnis des Weihbischofs Johann Casimir Röls die klösterliche Wirtschaftsführung 27 Jahre hindurch „mit jedermans contento (Zufriedenheit) und des Closters sonderbaren Nutzen“ inne gehabt. Bei der Feier des 6. Elektionstages waren nicht weniger als 39 Gäste an der äbtlichen Tafel.

Aber Abt Magnus war durch die vielen Arbeiten der vergangenen Jahre in so verantwortungsvoller Stellung (Verwaltung des Klosters während der mehr als ein-jährigen Abwesenheit des Abtes Simperts, Betreuung der großen Klosterneubauten, große Sorgen während des spanischen Erbfolgekriegs für Geld und Gut der Abtei) in seiner Gesundheit wie sein Vorgänger vor der Zeit erschüttert. So sehen wir ihn schon nach wenigen Jahren eifrig von mehreren Ärzten betreut. Drei Tage nach seinem 6. Wahltag wurden die Ärzte Dr. Stigler von Dillingen und Dr. Bing von Ellwangen zu ihm gerufen „zu Verschreibung der Frühjahrsmedizin“. Das hätte an sich noch nichts Besonderes zu bedeuten gehabt. Aber schon am 10. Mai wurde Dr. Stigler abermals dringend

durch den äbtlichen Kammerdiener nach Neresheim gerufen. Am 12. kam er zum Prälaten und schrieb ihm als notwendige Kur vor, „die englische Magnesiam zu gebrauchen“*.

Am 16. Mai feierte Abt Magnus zum sechsten Mal seinen Weihetag als Abt, der aber in aller Stille vorüberging. Dann kam das Generalkapitel der Augsburger Benediktinerkongregation vom 17.–20. Mai, das für das Jahr 1711 nach Neresheim ausgeschrieben worden war. Vielleicht brachte schon diese Tagung wieder zuviel Mühen und Anstrengung für den kranken Prälaten. Jedenfalls erschien noch während dieser Tage abermals Dr. Stigler von Dillingen bei Abt Magnus und am 21. kam auch Dr. Wenker mit dem Apotheker Frickinger von Nördlingen, um den kranken Abt zu besuchen und ihm gute Ratschläge zu geben.

Am 31. Mai wurde im Kloster Neresheim in gewohnt großartiger Weise das Dreifaltigkeitsfest als großes Wallfahrtsfest des Härtsfeldes gefeiert, zu dem auch Abt Anselm Werner von Mönchsdeggingen, der Graf von Katzenstein und viele andere Gäste kamen. Abt Werner scheint das Pontifikalamt gehalten zu haben. Bei Tisch sah man an diesem Festtag und dem darauffolgenden Montag unter den vielen Gästen außer dem jungen Grafen von Katzenstein mit seinem Obervogt, Präzeptor (Erzieher), einigen Lakaien und Jägern auch die Pfarrherren von Auernheim, Ebnat, Neresheim, Ohmenheim und Unterkochen sowie die Kapläne von Dorfmerkingen, Eglingen und Elchingen, ferner zwei Kapuziner, die drei Bürgermeister, den Schulmeister und Kaplaneimesner von Neresheim sowie zwei Oboisten von Katzenstein.

Noch mochten die meisten Gäste das gastliche Kloster nicht verlassen haben, da wird wohl plötzlich die große Hosannaglocke des Nürnberger Meisters Hans Glockengießer vom Jahre 1550 vom Klosterturm erklingen sein. Denn an diesem Montag nach dem schönen Dreifaltigkeitsfest, den 1. Juni abends gegen 5 Uhr, starb Abt Magnus Hel nach Empfang der Sterbesakramente im Beisein von Dr. Stigler überraschend schnell. Als Krankheitsursache wurde Herzwassersucht angegeben (*morbo hydropico confectus et aqua intercute suffocatus*). Abt Hel stand erst im 59. Lebensjahr und war so nur wenig älter geworden als sein Vorgänger Abt Simperts. Unter seiner Regierung wurde trotz der mißlichen Zeitumstände vor allem die schöne ehem. Wallfahrtskirche von Mariabuch mit zwei Türmen und drei Altären erbaut. Ihre Weihe erlebte Abt Magnus nicht mehr; sie konnte erst drei Wochen später, am Tag nach der Weihe seines Nachfolgers, stattfinden (vgl. P. Weißenberger, Mariabuch, Regensburg 1931, S. 7 ff.).

Kaum hatte Abt Magnus seine Seele ausgehaucht, schon

* Näheres über das Wort „Magnesia“ im Verständnis des 18. Jahrhunderts s. J. J. Woyt, *Gazophylacium medico-physicum*, Leipzig 1761, S. 1294. – Nach „Der Große Herder“ Bd. VI (Freiburg 1955), Sp. 95, wird gebrannte Magnesia in der Medizin als mildes Neutralisationsmittel gegen Magensäure verwendet.

eine Stunde später kam der oettingisch-wallersteinische Amtsschreiber Dillmann aus der Stadt Neresheim zum Prior der Abtei, P. Josef Brenner, in den Klostergarten und verlangte die Klosterschlüssel; gleich darauf erschienen auf Dillmanns Weisung auch ein Korporal mit vier Musketieren der Neresheimer Bürgerwehr, welche die Wache unter dem Klostertor beziehen sollten. Da Dillmann aber keinen schriftlichen Auftrag von seiten der vogteilichen Herrschaft in Wallerstein vorweisen konnte, erhielt er die Torschlüssel des Klosters nicht ausgehändigt. Die fünf Soldaten aber zogen sich nach Verhandlungen mit den Patres Hartmann und Ulrich unter Entschuldigungen aus dem Bereich des Klostertores zurück. Sie mußten sich aber auf Befehl Dillmanns in der Nähe aufhalten, wichen jedoch wegen starken Windes und Unwetters gegen Morgen „unter das Tach zu dem großen Crucifix herab“. Das Klostertor war ihnen „vor der nasen verschlossen“ worden.

Am 2. Juni, frühmorgens 7 Uhr, kam der gräfl. oettingisch-wallersteinische Landeshauptmann und Pfleger zu Neresheim v. Wodroff mit einem Diener ins Kloster. Er wurde im Klosterhof vom Klostersekretär Heyser, an der oberen neuen Klosterpforte aber vom Prior der Abtei und P. Hartmann, „ganz höflich“ empfangen, dann in die Kanzlei, von dort in die Kirche zum Gottesdienst und dann zum Mittagstisch ins Refektorium der Mönche geführt. Wodroff ließ den Korporal mit zwei Musketieren abrücken, die zwei anderen durften das Torstüblein neben dem Klostertor beziehen. Herr v. Wodroff selbst wurde im „mittleren, sog. roten Gastzimmer neben der neuen Tafelstuben“ untergebracht.

Am 2. Juni, abends gegen 6 Uhr, erschien von Wallerstein der fürstliche Kanzler Kirsing in Begleitung von Registrator Kienle. Nachdem der Konvent des Klosters Neresheim zusammengerufen war, legte Kirsing „die gewöhnliche Condolenz ab“ und garantierte allen Schutz der gräflichen vogteilichen Herrschaft für die Zeit bis zur Wahl eines neuen Abtes. Hierauf wurden durch P. Großkeller dem Kanzler die drei Torschlüssel übergeben, worauf man im Speisesaal des Klosters das Abendessen einnahm.

Noch am gleichen 2. Juni wurden von seiten des Konvents die Patres Dionys und Hartmann – letzterer war Kastner der Abtei – nach Augsburg gesandt, um dort dem Bischof den Tod des Prälaten von Neresheim anzuzeigen und den Weihbischof zu bitten, möglichst bald zur Neuwahl und Weihe eines Nachfolgers nach Neresheim zu kommen.

Am 3. Juni, früh 8 Uhr, nahm Kanzler Kirsing die gesamte Dienerschaft des Klosters, gegen 46 Personen, auf dem „Flöz“ (Gang) vor dem roten Gastzimmer mittels Handgelübde „in Pflicht“ und ermahnte sie, dem Kloster bis zur Neuwahl eines Prälaten treu zu dienen.

Im Lauf des Vormittags wurde dann der Leichnam des Heimgegangenen in der Gruft beigesetzt, vorher aber der übliche Trauergottesdienst gehalten. Zum Begräbnis war auch Abt Werner von Mönchsdeggingen in Begleitung von P. Otto Rittler (aus Neresheim stammend) gekom-

men. Zum Mittagstisch waren an Gästen neben dem Abt von Mönchsdeggingen, dem Kanzler von Wallerstein und dem Pfleger v. Wodroff samt ihren Begleitern noch die Pfarrherren von Auernheim, Demmingen, Ebnat, Eglingen, Großkuchen, Kösing, Neresheim, Ohmenheim und Riffingen sowie die Kapläne von Dorfmerkingen und Elchingen zu sehen, ferner die drei Bürgermeister von Neresheim und einige andere Herren.

Auf den 4. Juni fiel der Fronleichnamstag. Während der Prozession trug Abt Werner von Mönchsdeggingen das Allerheiligste. An der Prozession nahmen auch der Kanzler von Wallerstein sowie Herr v. Wodroff als Kastellan der vogteilichen Herrschaft samt Begleitung teil.

Am 5. Juni, morgens 4 Uhr, ritten Herr Kanzler Kirsing mit Registrator Kienle nach Wallerstein, um 8 Uhr Abt Werner und P. Otto Rittler nach Mönchsdeggingen zurück. Wodroff blieb im Kloster als Kastellan zurück. Er mußte bis zur Neubesetzung des äbtlichen Stuhles mit seinen beiden Pferden, seinem Reitknecht und den beiden Musketieren täglich vom Kloster auf dessen Kosten unterhalten werden.

Am gleichen 5. Juni wurde P. Kolumban nach Dillingen gesandt, um daselbst die Totenrolle des verstorbenen Abtes Magnus Hel drucken zu lassen; abends kehrte er hoch zu Roß wieder ins Kloster heim. Tags darauf, am 6. Juni, kehrten auch die beiden nach Augsburg abgeordneten Patres Dionys und Hartmann zurück mit der Nachricht, daß der Herr Weihbischof gesonnen sei, am 22. Juni die Abtwahl in Neresheim stattfinden zu lassen und am 24. Juni die Weihe vorzunehmen; er wolle in Augsburg selbst abgeholt werden.

Am 12. Juni hielt man den sog. Siebenten für den verstorbenen Abt Magnus. Bei Tisch waren, wie gewohnt, die Teilnehmer am Trauergottesdienst als Gäste zu sehen. Neben Wodroff und dem Obervogt von Dischingen waren es die Pfarrherren von Bechingen, Ebnat, Eglingen, Großkuchen, Neresheim, Ohmenheim, Riffingen und Ziertheim sowie die Kapläne von Dorfmerkingen, Elchingen und Ziertheim, ferner ein schottischer Benediktiner aus Regensburg, ein Karmelit aus Dinkelsbühl, zwei Bürgermeister und der Schulmeister von Neresheim.

Schließlich fand am 30. Juni der sog. Dreißigste statt. Heyser erwähnt weder die Anwesenheit eines Prälaten noch die Abhaltung einer oratio funebris; die benachbarte Geistlichkeit war aus den Pfarrorten Auernheim, Bachhagel, Ebnat, Elchingen, Großkuchen, Neresheim, Ohmenheim, Reistingen, Staufen und Ziertheim vertreten, die dann auch als Gäste zu Tisch gebeten wurden.

6. Wahl und Weihe von Abt Amandus Fischer

„Der Papst ist tot – der Papst lebt“ ist ein altes Wort, das in Rom umgeht, wenn ein Papst gestorben ist; die Kirche lebt trotzdem weiter. So ist es auch in den Klöstern. Ist ein Abt tot, wird ein neuer gewählt; das klösterliche Leben geht weiter, im wesentlichen gleich, nur

in Kleinigkeiten – aufs Ganze gesehen – unter neuer Führung etwas anders.

Nachdem Weihbischof Johann Casimir Röls den 22. Juni als Tag der Neuwahl eines Abtes in Neresheim bestimmt hatte, fuhr am 18. Juni eine Kutsche der Abtei nach Augsburg, um den Weihbischof dort abzuholen. Der junge Pater Hubald Schießel, der aus Augsburg gebürtig war, fuhr mit dem oben genannten schottischen Benediktiner in der Chaise dorthin, begleitet vom Überreiter (Vorreiter) des Klosters und dem Kastenknecht, beiden zu Pferd; letzterer führte noch zwei Reitpferde mit für die Begleitung des Weihbischofs.

Am 20. Juni abends kam Kanzler Kirsing mit dem Registrator Kiene von Wallerstein ins Kloster, um auch seitens der gräflichen vogteilichen Herrschaft den Weihbischof zu empfangen.

Am 21. Juni, früh 7.45 Uhr, kam der Herr Weihbischof mit Begleitung unter Glockengeläute über Dischingen-Hochstatterhof in Neresheim an. Seine Begleiter waren der bischöfliche Notar Zeidler, ein Schreiber, ein Pedell und ein Kammerdiener. Die ganze Bürgerschaft von Neresheim unter Anführung von Hauptmann v. Wodroff war bereits mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel von vier Pfeifern und einigen Trommlern zum Kloster marschiert und stand nun im Klosterhof vom Tor an in zwei Reihen mit präsentiertem Gewehr aufgestellt, so daß der Weihbischof, der bald nach der Bürgerwehr eintraf, zwischen den beiden Reihen hindurchfuhr. Der Kronenwirt der Stadt trug dabei als Fähnrich die Fahne. Auch zwei „Feldscherer“ (Sanitäter) und zwei „Zimmerleut“ (ob mit Bahren für etwaige Unfälle?) waren beim Neresheimer Bürgermilitär.

Vor der Stiege der Klosterpforte wurde der Weihbischof noch an der Kutsche vom Prior und Konvent des Klosters empfangen; alle waren in ihre Flocken oder Kukulnen (Chorgewand) gekleidet. Der ganze Konvent geleitete den Weihbischof in das sog. rote Gastzimmer, das seit dem Tod von Abt Magnus Hl Herr v. Wodroff als Kastellan des Klosters bewohnt hatte.

Am 21. abends kamen die Prälaten Amandus Röls von Donauwörth, damals Präses der Augsburger Benediktinerkongregation, und Heinrich Werner von Mönchsdeggingen an, die bei der Wahl als Skrutatoren fungieren sollten (Annahme und Prüfung der Wahlzettel). Ihre Begleiter waren Subprior P. Martin Lohr von Mönchsdeggingen und P. Ildefons Kapfer von Donauwörth; beide hatten bei der Wahl das Amt von Zeugen inne.

Am 22. Juni, morgens 6 Uhr, kam die Bürgerschaft von Neresheim abermals mit Fahnen, Pfeifern, Trommlern und klingendem Spiel in den Klosterhof, stellte sich darin „in Ordnung“ und legte das Gewehr ab „bis nach vollendeter Election“. Um 7 Uhr kam die Frau Äbtissin Violantia I. (1706–1731) vom Zisterzienserinnenkloster Kirchheim a. Ries mit zwei Patres aus Kaisheim (Beichtvater und Präses in Kirchheim) samt drei ihrer Klosterfrauen, offenbar um ihre Anteilnahme an der Wahl zu zeigen. Nach gehörter hl. Messe begaben sie sich alle zu

Fuß in die Wallfahrt Mariabuch, wohl um dort die Gnade für eine gute Abtswahl in Neresheim zu erleben und dann nach Ohmenheim, wo sie im Pfarrhaus zu Mittag speisten.

In der Zwischenzeit wurde in der Klosterkirche zu Neresheim um 8 Uhr das Amt zum hl. Geist von P. Prior gehalten. Hierauf begaben sich alle Chormönche vor das Zimmer des Weihbischofs und zogen dann mit diesem ins neue Refektorium, das als Wahllokal diente. Im ganzen waren es 17 Wähler, nämlich:

P. Josef Brenner, Prior
P. Cölestin Brenner, Subprior
P. Plazidus Sutor, Senior
P. Ulrich Heugle
P. Dionys Jacker
P. Roman Kienle
P. Benedikt Kazmeier, Ökonom
P. Tassilo Pollinger, Großkeller
P. Ernst Baumgartner
P. Anselm Klick
P. Amandus Fischer
P. Columban Fendt
P. Hartmann Bast, Kastenmeister
P. Marian Mack
P. Hubald Schießel
Fr. Maurus Manz
Fr. Amilian Falkner

Wenige Tage vor der Wahl, am 16. Juni, hatte der damalige, heiligmäßige Dechant des Landkapitels Neresheim, Pfarrer J. Ulrich Lays in Dunstelkingen, an den Generalvikar und Weihbischof in Augsburg (vielleicht auf eine sondierende Anfrage von seiten des Weihbischofs, wer wohl in Neresheim für die Wahl in Frage käme) geschrieben, er wünsche, daß die Wahl auf P. Amandus Fischer falle; „dan under seiner Regierung würden die elende höchst ruinose Closter Neresheim. Ruralpfarrkirchen ein anderes Aussehen bekommen, quia est zelator divinae gloriae et decoris domus dei maximus“. Dieses hohe Lob aus dem Munde eines heiligen Priesters, der Neresheim und seine Mönche aus langem Umgang persönlich recht wohl kannte, gab dem Herrn Weihbischof wohl zu denken. Doch scheint sich Pater Amandus Fischer auch auf seiten des Konvents hohen Ansehens erfreut zu haben. Denn schon beim ersten Wahlgang fielen die meisten Stimmen auf ihn. Die Wahl selbst war in normaler Weise „per viam scrutinii“, nicht „per viam compromissi“ vorgenommen worden.

Um 11 Uhr war der Wahlakt bereits vollzogen. Der neu erwählte Abt, der in Ochsenhausen seine Heimat hatte, stand im 40. Lebensjahr, hatte 22 Profefßjahre hinter sich und war seit 16 Jahren Priester. Er hatte die Ämter des Pfarrers, Priors und Novizenmeisters wiederholt und immer „laudabiliter“ verwaltet. So war die Freude über seine Wahl innerhalb und außerhalb des Klosters groß. Alle Wähler zogen mit dem Weihbischof in die Abtei-

kirche, wo der neue Abt installiert wurde, der Konvent ihm das homagium leistete und schließlich das Tedeum gesungen wurde.

Unterdes ließ man im Klosterhof aus den Gewehren wie aus „Stücklen“, deren man etliche aus der Stadt Neresheim den Klosterberg heraufgeführt hatte, sowie aus Böllern, die in der Klostergemarkung aufgestellt waren, Freudenschüsse los. Nach dem Tedeum wurde der neu-gewählte Abt Amandus unter dem Geläute aller Glocken des Klosters vom Herrn Weihbischof, den beiden Abt-Skrutatoren, dem Kanzler von Wallerstein und dem ganzen Konvent zur Abtei geführt, wo der Kanzler die Obsignation, d. h. den Siegelverschuß an den Abteitüren beseitigte und so die Abteigemächer dem neuen Abt zugänglich machte. In der Abtei erhielt dann Abt Amandus durch den Herrn Weihbischof die Abteischlüssel, durch den Kanzler die Schlüssel zum Klostertor ausgehändigt, worauf alle Anwesenden, angefangen vom Herrn Weihbischof bis herunter zum Abteidiener, dem neuen Prälaten von Neresheim ihre Glückwünsche für eine gesegnete Regierung aussprachen. Hierauf begab sich der Konvent mit allen anwesenden Gästen – es wurden über 40 gezählt – zum Festessen ins Klosterrefektorium. Bei den verschiedenen „Gesundheitstrünken“ und kleinen Gratulationsansprachen wurde wiederum wacker aus kleinen Stücklein und Böllern rings um das Kloster geschossen.

Am 23. Juni, früh 4 Uhr, begab sich der Herr Weihbischof in die neuerbaute nahe Wallfahrtskirche von Mariabuch und nahm daselbst die Weihe der Kirche samt ihren drei Altären vor. Darnach firmte er daselbst über 1000 Leute aus dem ganzen Härtsfeld, fuhr dann nach Ohmenheim, um in der dortigen Pfarrkirche ebenfalls drei Altäre zu konsekrieren. Erst gegen $\frac{1}{2}$ 2 Uhr nachmittags kehrte er in die Abtei zurück, wo er mit den drei Prälaten von Neresheim, Donauwörth und Mönchsdeggingen sowie 14 weiteren Gästen in der sog. neuen Tafelstube zu Mittag speiste, während um 12 Uhr bereits 13 Gäste beim Mahl der Mönche bewirtet worden waren. Von nachmittags 4–6 Uhr firmte der Herr Weihbischof in der Abteikirche weiter. Im ganzen wurden an diesem Tag nicht weniger als 3338 Personen die hl. Firmung erteilt – unstreitig eine ganz gewaltige Leistung und Anstrengung für den Herrn Weihbischof, der am Vortag doch schon die Abtswahl geleitet und am gleichen Tag bereits eine Kirche und sechs Altäre konsekriert hatte.

Am 24. Juni früh führte Herr von Wodroff abermals als Landeshauptmann und Vogteipfleger die Bürgerschaft von Neresheim mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in den Klosterhof. Während des vormittägigen Gottesdienstes wurde Abt Amandus von Herrn Weihbischof benediziert und „infuliert“; seine Assistenten waren die beiden Äbte von Donauwörth und Mönchsdeggingen. Nach der Weihe wurde das Tedeum gesungen, während alle Glocken läuteten und die Bürgermiliz von Neresheim im Klosterhof „ordentlich Salve“ schoß. Beim anschließenden Festmahl wurden im Klosterspeisesaal

neben den vier Prälaten noch 34 Gäste gezählt, darunter fünf Musikanten aus Schloß Katzenstein, die bei Tisch musizierten. Gegen Abend kam von der fürstpropsteilichen Regierung in Ellwangen eine mit sechs Pferden bespannte Kutsche samt zwei Geistlichen und dem Forstmeister von Ellwangen, um am 25. den Herrn Weihbischof mit seiner Begleitung nach Ellwangen zu führen.

Während am 25. Juni frühmorgens Weihbischof v. Röls mit seiner Begleitung in einer Ellwangischen und Stift Neresheimischen Kutsche sich nach Ellwangen begab (der Grund hierfür wird nicht näher genannt) kehrten am Abend des gleichen Tages die beiden Äbte in ihre Klöster nach Donauwörth und Mönchsdeggingen zurück. Am 26. Juni mittags kam die leere Klosterkutsche mit den Neresheimer Klosterleuten und tags darauf abends gegen 8 Uhr auch der Herr Weihbischof von Ellwangen in einem Sechsspänner in die Abtei zurück. Am 28. Juni früh wurde er mit seiner Begleitung durch P. Hubald nach Augsburg zurückgeführt; am 2. Juli kam letzterer mit Kutsche und Pferden heim.

Vom Tag der Abtswahl an kam eine Reihe von Gratulanten persönlich nach Neresheim, andere sandten dem neuen Abt ihre Glückwünsche schriftlich. Noch im Juni gratulierten schriftlich die Äbte Wolfgang von Zwiefalten, Hieronymus von Ochsenhausen, Cölestin von Elchingen, die Äbtissin Violantia von Kirchheim (wo man auch die Exequien für den verstorbenen Abt Magnus Hel gehalten hatte), die Äbtissin Adelheid vom St. Agneskloster in Lauingen, die Priorin Maria Rosa Thurnerin von Dillingen (die zugleich ihren Neffen Franz Josef Haffner, der in Dillingen Physik studierte, für die Aufnahme ins Kloster empfahl, wofür er sich bereits unter Abt Magnus Hel gemeldet hatte), die Priorin Maria Magdalena vom Stein zum Rechtenstein in Maria Medingen; ferner kamen noch im Juni oder später Glückwünsche von Matthäus Rau, Bürgermeister und Ochsenwirt in Heidenheim, vom Bürgermeister und Rat der Stadt Bopfingen, vom Rat und Oberfaktor von Königsbrunn und Mergelstetten, von Domkapitular Christoph Blarer v. Wartensee in Augsburg, von Rat Ignaz Weinhardt in Kloster Kirchheim, von den Äbten Modestus in Wiblingen und Gerard von Füssen, von Ignaz Graf zu Essingen. Die Reichsstadt Nördlingen sandte einen Ratsreferendar, um namens des Stadtmagistrats „die Gratulationscomplimenten bei dem gnädigen Herrn abzulegen“. Auch die adeligen Herrschaften in Ammerdingen, Dischingen, Utzmemmingen und Wallerstein sandten ihre höheren Beamten zur Beglückwünschung. Apotheker Frickinger und Dr. Wenker von Nördlingen kamen persönlich. Der Graf von Katzenstein sandte am 2. Juli eine Kutsche, um den neuen Prälaten ins Schloß nach Katzenstein abholen zu lassen. Dieser fuhr mit zwei Patres dorthin, um in der kleinen Schloßkapelle anläßlich des Namenstages der Frau Gräfin das Amt „in pontificalibus“ zu halten; es war das erste Pontifikalamt des Abtes Amandus; gleichzeitig wurde in Katzenstein auch seine Wahl zum Abt von Neresheim gefeiert.

7. Eine Begegnung zwischen Abt Amandus und Kaiser Karl VI. in Donauwörth

Abt Amandus Fischer war als Abt von Neresheim zwar noch nicht wie seine späteren Nachfolger Deutscher Reichsprälat, hatte noch keinen Sitz auf der Schwäbischen Prälatenbank. Aber er besaß kraft kaiserlichen Privilegs, das sein Vorgänger, Abt Simpert Niggel, im Jahr 1701 nach seiner Reise an die ottomanische Pforte erlangt hatte (die Erlangung des hohen Titels wurde in der Abtei Neresheim am 16. Juni 1701 in Gegenwart der Äbte von Fultenbach und Mönchsdeggingen mit festlicher Musik und Gratulation im Speisesaal des Klosters gefeiert), das Recht, sich „kaiserlicher Rat und Erbkaplan“ zu nennen und war damit irgendwie in nähere Beziehung als andere Äbte zum kaiserlichen Hof getreten.

So ist es auch verständlich, daß sich Abt Amandus mitten im Winter, am 8. Dezember 1711, nachmittags, in Begleitung der beiden Patres Dionys und Hartmann sowie des Klostersekretärs Heyser über Mönchsdeggingen, wo man übernachtete, nach Donauwörth begab, wohin Kaiser Karl VI. von Augsburg her am 9. Dezember kommen sollte. Abt Amandus und Abt Heinrich von Mönchsdeggingen stiegen im Kloster zum hl. Kreuz in Donauwörth ab.

Am 9. Dezember abends zwischen 5 und 6 Uhr hielt Kaiser Karl VI., von Augsburg mit ungefähr 100 Chaisen und Packwagen kommend, beim Geläute aller Glocken der Reichsstadt, unter Trompetenschall und Heerpaukengeschmetter, auch „Losbrennung des Geschützes und schönster Illumination der Stadt“, seinen feierlichen Einzug. Er stieg im Fuggerschen Pflegehaus mit seinem prächtigen Giebel am Ende der herrlichen Reichsstraße (vgl. Kunstdenkmäler von Bayern, LKr. Donauwörth, S. 180, Abb. 134) ab.

Daß Donauwörth damals von allen Seiten her Gäste über

Gäste und ungezähltes schaulustiges Volk anzog und zu beherbergen hatte, läßt sich denken. Die Reichsstadt Donauwörth war sich auch der Ehre ihres hohen Besuches wohl bewußt und überreichte dem Kaiser, wie Heyser berichtet, als Andenken einen silbernen Hängeleuchter im Gewicht von 80 Mark und im Wert von 1300 Gulden, ferner „anderes Silberwerk, Wein und Victualien, damit Ihro Kaiserliche Mayestät sehr wohl vergnügt waren“.

Am 10. Dezember in aller Frühe trug Abt Amandus von Hl. Kreuz, begleitet von den beiden Prälaten aus Neresheim und Mönchsdeggingen wie seinem ganzen Konvent und anderen Gästen „das heilige Kreuz“, d. h. eine große, echte Partikel desselben in der herrlichen gotischen Monstranz, die sich heute in den fürstlich oett. wallensteinischen Sammlungen auf Schloß Harburg befindet, in feierlicher Prozession in die Kapelle des Fuggerschen Pflegehauses und zelebrierte dann in eigener Person daselbst, in Gegenwart Seiner Majestät des Kaisers sowie einiger hoher Kavaliere seiner Begleitung die hl. Messe. Schon gegen 8 Uhr morgens verließ der Kaiser bereits wieder die schöne Reichsstadt. Der großartige Auszug geschah in ebenso festlicher Weise wie der Einzug. Die Fahrt des Kaisers ging dann über Harburg, Öttingen, Hanau nach Frankfurt, wo er am 19. Dezember seinen Einzug hielt und wo dann am 22. Dezember die Krönung zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation unter ungemein großartiger Entfaltung von Pracht und Herrlichkeit stattfand.

Abt Amandus von Neresheim aber begab sich am 10. Dezember nach dem Erlebnis dieses festlichen kaiserlichen Durchzugs mit seiner Begleitung nach Bissingen, wo er beim Grafen Ignatius von Oettingen-Wallerstein im Schloß zu Markt Bissingen übernachtete. Tags darauf, den 11. Dezember, abends 6 Uhr, langte er dann wieder in seiner Abtei auf dem Ulrichsberg an.

Im Lebensgrund

Geh nur zu den Gründen,
Wo das Leben schäumt –
Einmal wirst du finden,
Was du dir erträumt.

Sind auch manche Wege
Dorn- und steinbestückt,
Geh zum letzten Stege
Einmal still beglückt.

Einmal fällt die Hülle,
Einmal reift das Leid
In der Weltenstille,
In der Ewigkeit.

Paul Häcker

Mit offenen Augen und wachen Herzen

Schwäbische Dichter in der Fremde

Schwaben finden sich in fremden Ländern wohl auch nicht langsamer zurecht als Angehörige anderer deutscher Volksstämme, aber, wenn wir es mit einem Vergleich andeuten dürfen: sie werfen vielleicht ihr Herz nicht so unbeschwert über die Hürde der Grenzpfähle! Und wenn sie nach Hause schreiben, so klingt oft ein leiser Ton der Sehnsucht oder des Heimwehs an.

Nun ist „Fremde“ natürlich ein relativer Begriff: noch vor 150 Jahren waren etwa Berlin und Hamburg für ein schwäbisches Gemüt „arg weit weg“, und eine Reise über den deutschen Kulturraum hinaus galt beinahe als Abenteuer. Heute dagegen werden schon Oberschüler zwischen Tübingen und San Francisco ausgetauscht! Gerade nach dem fast völligen Verlust der Freizügigkeit unter dem Hitler-Regime lockt heutzutage die Ferne mehr denn je, sei's auf Zeit, sei's auf die Dauer.

Es mag reizvoll erscheinen, einmal den Stimmen unserer Dichter aus der Fremde nachzugehen: ihren Aussagen und Berichten, die sie „draußen“ (oder auch später, in Erinnerung an dieses Draußen) niedergeschrieben haben – mitunter auch ist das Erlebnis der Fremde mehr oder weniger deutlich in ihr künstlerisches Werk eingeschmolzen worden.

Friedrich Hölderlin z. B. – er war zwar, in einer allerdings schon tragisch unwitterten Zeit, in Bordeaux, aber das Erlebnis des Südens hat sich leider weder in seinem Werk noch in Briefen niedergeschlagen. Dagegen klingt in verschiedenen seiner Hymnen und Elegien die Erinnerung an die Schweizer Bergwelt an, wie er sie während ein paar Hofmeister-Monaten in St. Gallen (1801) kennengelernt hatte.

Das Erlebnis des Südens – es ließen sich Bände füllen mit Niederschriften in Vers und Prosa von schwäbischen Italienfahrern! So sind etwa *Wilhelm Waiblingers* Werke beinahe als Bädeler seiner Zeit zu gebrauchen: der von seinen Dämonen Umgetriebene hat ja im Süden die Wahlheimat und auch seine letzte Ruhestätte gefunden. Aus dem etwas ungleichmäßigen und bisweilen auch undisziplinierten Opus des heute leider fast Vergessenen ließen sich sehr feine Stücke zusammenstellen; neben einer Gedichtauswahl etliche seiner farbigen Berichte über römische Wanderungen.

Nennen wir dann noch aus dem 19. Jahrhundert *Friedrich Theodor Vischer*, und, von der „zweiten Garnitur“ (doch bei jedem von ihnen sind prachtvolle Einzelstücke aufzuspüren) *Johann Georg Fischer*, *Eduard Paulus*, *Karl Mayer* als Repräsentanten eines zwar gemeindeutschen, aber gerade in schwäbischen Landen besonders ausge-

prägten „Drangs nach dem Süden“. Nicht zu vergessen *Isolde Kurz*, die ja noch in unsere Zeit hineinragt – sie hat einen großen Teil ihres langen Lebens in Italien zugebracht, und ihr ganzes Werk fast ist durchglüht von südlicher Sonne. –

Unsere schwäbische Heimat ist seit Jahrhunderten eine Heimstätte des von der Antike bestimmten humanistischen Weltgefühls. Neben Rom war es vornehmlich Griechenland, das viele schwäbische Dichter „mit der Seele suchten“, und etliche von ihnen durften es auch leibhaftig betreten. So wieder *Friedrich Theodor Vischer* und *Isolde Kurz*, die in Brief und Buch über ihre begeisternden Eindrücke berichteten. Dem „griechischsten“ unserer Dichter, Hölderlin, war es nicht vergönnt.

Vischer hat übrigens nicht nur den Süden, sondern auch den Norden Europas bereist. Wir haben zwar keine unmittelbaren Briefschaften von ihm über seine Norwegenreise, aber offensichtlich ist das skandinavische Erlebnis in einigen Partien seines Romans „Auch Einer“ reflektiert. Ein besonders bedeutender und kaum auszuschöpfender Kronzeuge für unser Thema ist *Max Eyth*, Ingenieur und Dichter zugleich. Sein sechsbändiges „Wanderbuch eines Ingenieurs“ spiegelt anschaulich und oft recht amüsant ein höchst bewegtes Leben wider, das den Verfasser in vier Kontinenten herumgewirbelt hat.

Wenn wir eingangs erwähnten, daß bei manchen Autoren das Erlebnis der Fremde, der Ferne in ihr Werk eingeschmolzen werde, so trifft das weithin auf *Hermann Hesse* zu: seine ganze Weltschau ist von fernöstlichen, genauer gesagt, indischen Gedankengängen her mit geprägt, wozu, außer den Einflüssen des Elternhauses, besonders eine große Reise nach Südostasien und Indien beigetragen haben mochte, über die er 1913 in einem Buche berichtete. Im übrigen wimmelte sein Werk natürlich auch von südländischen Klängen und Anklängen, denn er kennt Italien gut und wohnt seit 1920 im Tessin.

Wenn wir noch ein paar andere lebende Dichter erwähnen wollen, so etwa *Otto Rombach*, von dem wir neulich Reiseeindrücke aus Sardinien lasen, *Albrecht Goes* (eines seiner schönsten Gedichte heißt „Gruß an Rumänien“), *Josef Eberle*, von dem man öfters Reportagen liest (z. B. aus Ägypten und Finnland) und *Helmuth Paulus*, seit einigen Jahren in den USA seßhaft.

Mit offenen Augen, wachen Herzen und lebhafter Phantasie haben schwäbische Dichter eh und je die Fremde erlebt und ins Wort gebannt.

Dr. Karl Fuß

Neue Bücher von August Lämmle

Zu seinem 85. Geburtstag, den er am 3. Dezember begehen durfte, hat der Altmeister unserer schwäbischen Dichtung, August Lämmle, seinen vielen Freunden ein köstliches Geschenk dargebracht: eine Sammlung von Gedichten, Geschichten, Sprüchen und Betrachtungen unter dem Titel *Fünfundachtzigmal um die Sonne gefahren!* (Stieglitz-Verlag E. Händle, Mühlacker; DM 9.80). Hier zieht August Lämmle gewissermaßen die Summe seines Lebens und Schaffens, und man kann Ziel und Absicht des neuen Buches nicht schöner kennzeichnen als der Dichter selbst es getan hat mit den Worten: „Da auf der Fahrt um die Sonne sich die Erde dreht und so Tag und Nacht entsteht . . . und da jede Jahresreise Frühling, Sommer, Herbst und Winter und dazu die Sternenwelt und den Gewitterhimmel erlebt, so ist schon das Jahr Bild und Sinnbild des menschlichen Lebens. Und so geht es auch in diesem Buch um die Partnerschaft von Mensch und Welt, Natur und Geist . . . Den eigenen Anteil so zu führen, daß Veredlung dabei herauskommt, ist der Sinn und das Glück des Lebens . . .“ Diesen Lebensinn hat August Lämmle in begnadeter Weise erfüllen dürfen und wir wünschen ihm dankerfüllt und aufrichtig noch eine Reihe weiterer guter Jahre.

Vor kurzem sind von August Lämmle seine *Ludwigsburger Erinnerungen* erschienen (Stieglitz-Verlag E. Händle, Mühlacker; DM 12.80). Das Büchlein ist herausgewachsen aus einer Unterredung des Dichters mit dem viel zu früh verstorbenen Ludwigsburger Oberbürgermeister Dr. Robert Frank und will neben den zahlreichen und zum Teil groß angelegten Veröffentlichungen über Ludwigsburgs Schloß und seine Kunstschatze gewissermaßen die „innere Biographie“ der Stadt geben. Lämmle beschwört die vielen guten Geister, die das geistige Antlitz Ludwigsburgs geprägt haben. Da stehen voran die in Ludwigsburg geborenen Dichter und Denker Justinus Kerner, Eduard Mörike, Fr. Th. Vischer und D. Fr. Strauß; dann sind Schubart und Schiller mit der Stadt eng verbunden; Sildher erlebte entscheidende Jahre in der Soldatenstadt. Und schließlich sind Lämmles eigene Jugenderinnerungen in die lebensvollen Schilderungen hineinverwoben, stand seine Wiege doch in dem nahen Bauendorf Oßweil, das heute ein Stadtteil von Ludwigsburg ist. So ist hier ein reizvolles Gedenkbuch an Ludwigsburg entstanden, wie es kaum eine andere Stadt aufzuweisen hat.

In dem Buch *Sie bauen eine Brücke* (Stieglitz-Verlag E. Händle, Mühlacker; DM 16.80) bietet Lämmle Betrachtungen „zum Leben der Unentwegten“. Er durchstreift viele Gebiete des Wissens und zeigt uns, daß es eben mit dem Wissen allein und dem Verstand nicht getan ist. Man muß noch etwas dazutun: „ein wenig Geduld, ein wenig Güte, ein wenig Klugheit.“ Dann erst kommen wir über die Strudel und Untiefen des Lebens hinweg – in die Geborgenheit, zu uns selbst. Daß das Brückenbauen von Mensch zu Mensch vielleicht der tiefste Sinn des Daseins ist, wird aufgewiesen am Leben von Dichtern und Denkern, Forschern und Erfindern. Ein Buch für besinnliche Menschen, das sichtbar werden läßt, welche Schätze an Fröhlichkeit und Zufriedenheit im Unscheinbaren verborgen sind – sie müssen nur gehoben werden.

Ö. Rühle

Baden-Württemberg, herausgegeben von Max Schefold. 15 Seiten Text und 92 Tafeln mit zusammen 167 Einzelbildern. Verlag Anton Hiersemann Stuttgart. Quartband. Ganzleinen DM 80.–.

Unter den „Schönsten Büchern des Jahres 1961“ dürfte unbestritten ein Platz der vorliegenden neuen Publikation gesichert gelten, die als Band IV in der von Friedrich Bachmann begründeten Buchreihe „Die Alte Deutsche Stadt“ erscheint und in Titel und Inhalt dem Südweststaat „Baden-Württemberg“ gewidmet ist. Der Herausgeber Dr. Max Schefold, der gründlichste Kenner der alt-schwäbischen Städtebilder und Veduten, hat mit diesem neu vorgelegten Bilderatlas von alten Städteansichten sein vor wenigen Jahren herausgegebenes doppelbändiges Standardwerk „Alte Ansichten aus Württemberg“ erweitert und ergänzt und die Forschung um eine vortreffliche und verdienstvolle Arbeit bereichert. Gewählt wurden Blätter, deren Entstehungszeit etwa zwischen 1493 und 1660 liegt.

Gerade in unserer Zeit, in der sich die Gesichter der Städte manchmal bis zur Unkenntlichkeit verwandelt haben, ist diese Rückschau auf ihre historische Existenz und ihre ehemalige Gestalt an Hand solch alter Städtebilder von unersetzlichem Wert und dazu von höchstem Reiz. Während ein großer Teil der gezeigten Holzschnitte, Kupferstiche, Radierungen u. a. den Werken von Schedel, Seb. Münster, Braun-Hogenberg, Kieser-Meisner und vier Bänden der Merianischen „Topographien“ entnommen ist, dazu auch ein kleiner Bestandteil der Merianischen Ansichten aus dessen „Topographia Sueviae“ in dem neuen Bildband Verwendung findet, ist es aber doch das besondere Verdienst des Herausgebers, in vielen abgelegenen öffentlichen Archiven und Museen eine stattliche Anzahl bisher nicht bekannt gewesener Einblattdrucke ausfindig gemacht und diese erstmals originalgetreu veröffentlicht zu haben.

Auf 92 doppelseitigen Tafeln, wegen der Größe z. T. mehrfach gefaltet, finden wir 167 Stadtansichten, darunter mehrere alte Karten. Grundsätzlich wurden die Reproduktionen alle nach alten Originalen hergestellt, die in vielen Fällen nur unter erschwerten Verhältnissen zur Verfügung gestellt werden konnten. Bewußt wurde auf eine Trennung der alten Landeshoheiten verzichtet. Um der geschlossenen Einheit des heutigen Südweststaats zu entsprechen, sind die im Bilde gezeigten Orte von Baden, Württemberg und Hohenzollern alphabetisch angeordnet. Wegen der zeitlichen Beschränkung wird manche bedeutende Stadt vermißt werden, so Karlsruhe oder Ludwigsburg.

Dem Verlag Anton Hiersemann Stuttgart, der zu der kostbaren Ausstattung des Werkes und zu dem technisch hervorragend gelungenen Faksimiledruck keine finanziellen Opfer gescheut hat, sowie dem Verfasser Dr. Max Schefold, der wiederum in unermüdlicher und mühevoller Kleinarbeit viel Unbekanntes der Forschung erschlossen hat, wird die vorliegende Publikation zu einem Ruhmesblatt. Sie ist ein wahres Prachtwerk, eine bibliophile Kostbarkeit, die jeden Benützer, ob Forscher, Kunst-, Heimat- oder Geschichtsfreund begeistern muß. Es gibt zur Zeit kein vergleichbares Werk, das in solch hoher Vollkommenheit der Bildwiedergaben die erlesensten Hauptstücke der alten graphischen Städtebilder unserer südwestdeutschen Heimat, handlich zu einem Bilderatlas zusammengefaßt, darbietet.

Walter Weber

Karl-Johannes Grauer, Wilhelm I. König von Württemberg. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Stuttgart, Schwabenverlag 1960. 474 Seiten. Leinen DM 15.–.

Wer sich mit den Darstellungen der württembergischen Geschichte befaßt, wird zu seinem Erstaunen feststellen, daß die Grafen- und Herzogszeit im ganzen weit besser erschlossen ist als das 19. Jahrhundert. Wir wissen über die Regierung eines Carl Eugen wesentlich genauer Bescheid als über die König Wilhelms I., obwohl diese uns

zeitlich so viel näher liegt und in ihr die Grundlagen des heutigen Württemberg gelegt worden sind. Eine Schilderung König Wilhelms und seiner Zeit war seit langem ein Wunsch der Landeshistorie, um so mehr als dieser bedeutende Fürst nicht nur seinem Land den Stempel seiner Persönlichkeit aufgeprägt, sondern auch in der deutschen und europäischen Politik seiner Epoche bleibende Spuren hinterlassen hat.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist somit, angeregt durch seinen Lehrer Srbik, einem wirklichen Bedürfnis nachgekommen. Erwartungsvoll nimmt man das Buch zur Hand, dessen schlagwortartige Kapitelüberschriften das Bestreben zeigen, eine weite Kreise ansprechende, leicht lesbare Schilderung zu geben. In einem weiten Bogen werden Leben und Regierung Wilhelms I. dem Leser vor Augen geführt, seine „Jugend ohne Kindheit“, seine drei Ehen, die Organisation des jungen Königreichs, die Verfassungskämpfe, der Versuch, ein „drittes Deutschland“ zu bilden, seine Bemühungen um Kirche und Staat, die Förderung von Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Verkehr, die „Überwindung“ der Revolution von 1848/49, das geistige und künstlerische Leben unter seiner Regierung. In den beiden nächsten Kapiteln kommt die Außenpolitik zu Wort – sie nimmt in der ganzen Darstellung eine bevorzugte Stellung ein – während der Auf- und Ausbau der Industrie nur mehr angedeutet wird. Das Buch klingt aus mit dem Bericht vom Heimgang des Königs und dem Urteil der Mit- und Nachwelt über ihn und schließt mit einem Überblick über sein „Erbe“, das Aufgehen Württembergs im Deutschen Reich und dem Ende des Königtums 1918.

Auf jeder Seite des Buches merkt man, daß der Verfasser ganz Partei ist. Das ist sein gutes Recht; er kann den König so schildern, wie er ihn sieht. Das darf ihn aber nicht dazu verführen, eine einseitige Schwarz-weiß-Schilderung zu geben, in der auf seinen Wilhelms alles Licht, auf der Gegenseite aber, d. h. auf der Seite der Alt-rechtler, der Stände, der Revolution von 1848/49, des Liberalismus alles Schatten und Unvermögen ist. Das darf auch nicht zur Folge haben, daß ihm allein alle Verdienste zugeschrieben werden und daß von seinen Mitarbeitern und Beratern nur ganz am Rande gesprochen wird. Der Verfasser erweist seinem Helden einen schlechten Dienst, wenn er in seiner Begeisterung für ihn das Maß kühlen Abwägens verliert und auch negative Züge seines Wesens wie etwa das Verhalten gegenüber Charlotte von Bayern oder gegenüber der Königin Pauline zu beschönigen und zu bagatellisieren versucht. Eine solch unkritische Haltung muß notwendig zu Fehlurteilen führen und genau das Gegenteil von dem ergeben, was der Verfasser im Sinn gehabt hat, nämlich eine Schilderung des wahren Wesens und Wirkens des Königs. So ist denn das Buch auch reich an Fehlurteilen und Wertungen, denen man nicht beipflichten kann.

Mitspielen mag dabei die sehr unterschiedliche Wahl und Benützung der Quellen, mit denen der Verfasser entschieden zu wenig vertraut ist. Trotz des anzuerkennenden Bemühens, neue Quellen zu erschließen, was auch verschiedentlich gelungen ist, werden keine wirklich neuen Ergebnisse erzielt. Die tragenden Kapitel beruhen durchweg auf der älteren, herkömmlichen Literatur, die jedoch keinesfalls erschöpfend erfaßt wurde. Dabei hat der Verfasser nicht immer die nötige Sorgfalt walten lassen, anders sind die verschiedenen Irrtümer nicht zu erklären, die ihm unterlaufen sind wie bei der Würdigung der Verfassung von 1819, der er den 1868, 1874 und 1906 entscheidend veränderten Text von 1906 unterlegt oder bei der Schilderung des Urteils über Koseritz und Lehr, deren Todesstrafe keineswegs in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt worden ist; sie wurden vielmehr des Landes verwiesen. Daß auch die alte, von W. Kohlhaas und

W. Keil längst abgetane Mär vom „Königsretter“ Esterle wieder aufgetischt wird, trägt nicht eben dazu bei, das Urteil zu revidieren. Befremdend wirken auch Wendungen wie „die gottgesetzten Hüter der Ordnung“ (gegen die sich die Führer der Opposition wie Pfizer, Uhland und Römer „vielfach im Unrecht befanden“) oder „die hehre Schläferin“ (gemeint ist Königin Katharina in der Grabkapelle auf dem Rotenberg). Nicht minder deplaziert empfindet man die häufig eingestreuten oft fremdsprachigen Zitate oder das Glänzen mit weit hergeholt lateinischen, französischen oder englischen Formulierungen. (Napoleon I. und III. werden z. B. durchweg mit „Empereur“ bezeichnet.)

So sehr die Absicht zu billigen ist, die Gestalt König Wilhelms der unverdienten Vergessenheit zu entreißen – seine fast fünfzigjährige Regierung war ohne Frage auf fast allen Gebieten von hervorragender Bedeutung –, so sehr muß man bedauern, daß das vom Verlag sehr ansprechend gestaltete, flüssig geschriebene Buch die Erwartungen nicht erfüllt. Eine objektive Wertung, eine erschöpfende, alle Quellen berücksichtigende Darstellung des Königs und seiner Zeit steht noch aus. Möge das vorliegende Buch den Weg dazu nicht verbauen, sondern vielmehr den Anstoß dazu geben!

Robert Uhland

Eßlinger Studien, herausgegeben vom Kulturrat der Stadt Eßlingen am Neckar, bearbeitet von Otto Borst. Band 6, 1960.

Der Band ist diesmal überwiegend der mittelalterlichen Geschichte der Stadt Eßlingen gewidmet. Der Herausgeber Otto Borst hat mit bewundernswerter Ausdauer die Quellen und auch so ziemlich die gesamte Literatur durchgeackert und kann so ein Bild der Siedlung und der Stadt Eßlingen von den Anfängen bis um etwa 1400 zeichnen, das zweifellos kompilatorisch, aber gerade deshalb in der augenblicklichen Situation von sehr großem Wert ist. Durch die Ausgrabungen in der Dionysius-Kirche hat die Forschung Auftrieb erhalten und Borsts Zusammenstellung kommt daher sehr gelegen. Man gestatte einem unverbesserlichen Bücherketter, der zuerst die Anmerkungen liest und erst dann ein Buch oder einen Aufsatz zu genießen versucht, den Hinweis auf die von Borst beigegebene 9 Seiten lange Literaturübersicht, die nicht nur eine Aneinanderreihung von Titeln ist, sondern durch Wertung jedem Forscher weiterhilft und den Haupttext aus anderer Sicht noch einmal rekapituliert. Die früh- und hochmittelalterliche Geschichte wird in fünf Abschnitten behandelt. In „Furt und Zelle“ werden die ununterbrochene Besiedlung des Eßlinger Raumes von der Steinzeit bis zur alemannischen Reihengräberzeit geschildert (mit einer neu zusammengestellten Fundkarte), die Straßenlage, die Merowingerzeit und die Christianisierung behandelt, wobei natürlich die Vitaliszelle und die durch die Ausgrabung erwiesene Erweiterung der Kirche in der Karolingerzeit im Mittelpunkt der Darlegungen stehen. Erörterungen, ob ältere Siedlung in Eßlingen oder Obereßlingen zu vermuten sei, erinnern an ähnliche neuerliche Auseinandersetzungen im Falle Kaufbeuren-Oberbeuren. Borst weist mit Recht auf die Marktbedeutung, die der besonderen Verkehrslage Eßlingens zu verdanken ist, hin und versucht die Urkunde, die den Markt schon für 866 bezeugt, und die Beziehung zum Kloster St. Denis genauer zu deuten. Auf jeden Fall war hier eine Siedlung vorhanden, die kein Dorf darstellte und die der Verfasser im zweiten Abschnitt „Brücke, Markt und Münze“ näher zu fassen sucht. Von jetzt an kann sich Borst auf immer reichlicher fließende Quellen stützen, so daß der Weg, auf dem Eßlingen Reichsstadt geworden ist, verhältnismäßig deutlich herausgearbeitet werden kann. Es hätte wenig Sinn in diesem Zusammenhang

Einzelheiten herauszugreifen. Wenn sich auch manches noch stoßen mag, so ist doch endlich, nach mehr als 100 Jahren dem Werk des hochverdienten Karl Pfaff eine Übersicht des seither Erarbeiteten entgegengestellt.

Die gründliche Arbeit von Elisabeth Nau über die Eßlinger Münzen unterstützt Borsts Thesen. Ein Fundkatalog mit 77 Nummern und eine Karte, die die Verbreitung der Funde (ausschließlich östlich der Elbe bis nach Skandinavien und Rußland) zeigt, sind beigegeben. Die Vermutung, die bei der Erörterung des Anshalm-Pfennigs geäußert wird, daß die Grafen von Tübingen bereits zu Anfang des 10. Jahrhunderts Pfalzgrafen in Schwaben waren, muß jedoch durch weitere (genealogische) Forschungen gestützt werden, vorläufig ist sie auf Grund der vorhandenen Quellen unwahrscheinlich.

Friedrich Fezer stellt zum Schluß fest, daß der Name Schurwald verhältnismäßig jung ist. Zunächst hieß nur ein kleineres Gebiet „auf der Schur“, woraus die 1693 erstmals auftauchende Bezeichnung „Schuerer Wald, Schurwald“ gebildet wurde. Allmählich wurde der Name auf das ganze heute so bezeichnete Gebiet ausgedehnt. Bei der Deutung stellt Fezer zwei Möglichkeiten zur Wahl. Der Name Schur kann mit den Weidrechten des Schäfers in Rommelshausen zusammenhängen, oder aber überhaupt auf einen Wald deuten, der durch Schafverbiß wie geschoren, wie „eine Schur“ aussieht. H. Jänichen

Alfred Weitnauer, *Drei Könige im Schwabenland*, Kempfen 1959, DM 3.60.

Als Ort der Handlung wird 13 b) Jerusalem angegeben. Das heilige Geschehen findet im Allgäu statt. So steht dieses Weitnauer'sche opus in einer Linie mit alten Dreikönigsspielen – man denke an C. B. Weitzmann –, die ihre Entstehung dem Bedürfnis nach einer auf den nächsten Umkreis bezogenen Vergegenwärtigung des Göttlichen verdanken, wobei denn treffende Schlaglichter auf Allzumenschliches abfallen, nicht zuletzt durch den Gebrauch der Mundart, die nichts hoch Hergeholtes duldet. Hinzu kommt hier freilich viel witzige Zeitkritik, so wenn Kaspar Herodes fragt: „Hand Dir koi Coca-Cola?“ und dann dessen ablehnende Antwort mit der Feststellung quittiert: „Do sind frei' no reacht zruck in der Kultur“. Gute Abbildungen ausgezeichneter Hinterglasmalereien von Heinz Schubert sowie eine „stilechte“ Aufmachung in Papierwahl und dergleichen machen das Werklein zu einem hübschen Geschenkartikel, nur muß der Beschenkte Spaß verstehen. Adolf Schabl

Albert Walzer, *Schwäbische Weihnachtskrippen aus der Barockzeit*, Jan Thorbecke-Verlag Konstanz, 1960, DM 24.50.

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis einer hingebungsvollen Entdecker- und Forscherarbeit, wobei sich Niveau der Darstellung und Qualität der Darbietung die Waage halten. Hauptkonservator Dr. Albert Walzer vom Württ. Landesmuseum Stuttgart hat auf dem Gebiet der Krippen-Wissenschaft seit Jahren Pionierarbeit geleistet. Das in vielen Krippenausstellungen Gezeigte und vieles andere mehr bilden den Stoff zu dieser gründlichen und leicht ansprechenden Untersuchung, welche zunächst die verschiedenen Krippentypen (Krippenaltäre, Kastenrippen, Barockrippen) herausarbeitet und in ihrer Entwicklungsgeschichte umreißt. Dabei werden vielseitige Beziehungen zur allgemeinen Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Volkskunst offenbar, deren Kenntnis ein selten vielbewandertes Wissen voraussetzt. Besondere Abschnitte sind den Krippen der Birnau, von Ellwangen, Edelstetten, Guttenzell, Hettingen, Kellenried, Legau, Mindelheim, Ottobeuren, Rottweil, St. Christina, Stuttgart und Überlingen gewidmet; ein Katalog aller Krippen am Bodensee, aus Würt-

temberg und bayrisch Schwaben gibt eine willkommene Übersicht. Die 36 Farbtafeln von Siegfried Lauterwasser (und der Landesbildstelle Württemberg) sind brillant. Freilich ist ein Foto, das durch den doppelten Filter der Farbaufnahme und der Farbproduktion gegangen ist – auch wenn beide nach dem neuesten Stand der Technik als sehr gut angesprochen werden dürfen – immer noch eine unvollkommene Sache. Bei Szenenbildern treten Undeutlichkeit und Buntfleckigkeit in Erscheinung; dafür sind die aufgenommenen Einzelfiguren von bestechender Schönheit. Alles in allem: Es ist ein prächtiges Werk.

Adolf Schabl

Kalender für den Heimatfreund

Wie alljährlich möchten wir unsere Leser auf einige besonders empfehlenswerte Kalender für 1962 hinweisen. Der *Ski- und Bergkalender* des Verlags Stähle & Friedel, Stuttgart (DM 5.20), enthält 36 Bildtafeln nach Meisterphotographien verschiedener Lichtbildner. Die Majestät der winterlichen Bergwelt ist ebenso eingefangen wie der Reiz des Bergfrühlings und -sommers. Die Auswahl der Bilder hat wie in den vergangenen Jahren Walter Pause besorgt, der auch Vorschläge für Ski- und Bergtouren sowie heitere und ernste Plaudereien beigeleitet hat.

Der *Blumenkalender* (Stähle & Friedel, Stuttgart, DM 4.30) gibt 12 duftige, farbfrohe Aquarelle heimatlicher und fremdländischer Blumen nach Bildern von Professor Otto Ludwig Kunz. Vor den Augen des entzückten Beschauers tut sich mit dem Zauber von Farben und Blüten ein Reich voller Vielfalt und Schönheit auf. Auf der Kartonrückwand findet der Blumenfreund ausführliche botanische Erläuterungen der dargestellten Pflanzen. Im *Kunstkalender Maler und Heimat* (Stähle & Friedel, Stuttgart; DM 4.80) sind 13 Kunstblätter in mehrfarbigem Offsetdruck vereinigt. Sorgfältig ausgewählte Gemälde, Aquarelle und Stiche deutscher Künstler zeigen Landschaften, Tiere und Szenen aus dem Volks- und Arbeitsleben. Kurzbiographien der Künstler sind beigegeben. Hervorzuheben ist die vortreffliche Wiedergabe der Bilder, deren Originale der Kunstliebhaber im Kunsthaus Bühler in Stuttgart betrachten kann.

Der *Kohlhammer-Kunstkalender* (DM 7.80) bringt 27 großformatige Farbtafeln aus den verschiedensten Kunstepochen. Vom etruskischen Grabbild und dem Mosaik aus Ravenna spannt sich der Bogen über die Reichenauer Buchmalerei, Meister Bertram, Jakob Schaffner, Lukas Cranach, Brueghel, El Greco, Goya bis zur modernen Malerei, die durch Hölzel, Nolde, Macke, Marc, Kandinsky, Kirchner, Feininger, Picasso, Heckel, Itten u. a. vertreten ist. Besondere Sorgfalt wurde auf die originalgetreue Farbwiedergabe verwendet.

Der *Schwäbische Heimatkalender* (W. Kohlhammer, Stuttgart, DM 1.60) ist auch für 1962 von dem bewährten Kalendermann Hans Reyhing gestaltet worden – freilich zum letztenmal; denn Reyhing ist kurz vor der Vollendung des Kalenders unerwartet gestorben. Er wäre im Herbst 1962 80 Jahre alt geworden, und eine große Zahl bedeutender Persönlichkeiten aus dem öffentlichen und kulturellen Leben unseres Landes hatten Grußworte an den verdienten Herausgeber zur Verfügung gestellt, die ihn zu seinem Ehrentag hätten erfreuen sollen. Nun sind sie ein Gedenkstrauß auf seinem Grab geworden. Sie zeigen aber, welch hohe Wertschätzung der Heimatgegane genossen hat und wie gerade auch seine Kalenderarbeit hoch geachtet war. Der Heimatkalender 1962 ist das Vermächtnis Hans Reyhings an seine zahllosen Freunde landauf, landab, er ist mit seiner besinnlichen Heiterkeit und seinem mahnenden Ernst so recht geeignet zum Begleiter und Wegweiser durch ein Jahr, das uns alle vielleicht vor schwierige Aufgaben stellen wird. O. R.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1961/62

Unter Hinweis auf die Bekanntgabe in Heft 4/1961, S. 200, zeigen wir hiermit die Stuttgarter Veranstaltungen in den Monaten Januar bis März an. Sie finden, wenn nicht anders angekündigt, durchweg 20 Uhr im Saal der TWS Stuttgart, Lautenschlagerstraße 21, statt. Der Eintritt in alle Veranstaltungen ist frei, es wird um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten (Richtsatz für Mitglieder –50 DM pro Person, für Nichtmitglieder 1 DM pro Person).

Vom Türklöcher zur Wetterfahne

Vortrag von Dr. Willi Müller
(mit Lichtbildern)

Freitag, 19. Januar. Es wird hierbei versucht, an Hand von Objekten der gegenständlichen Volkskunde einen Einblick in uralte Glaubensvorstellungen zu geben und deren Ausprägung zu deuten. Im Mittelpunkt der Betrachtung wird das Haus stehen. Es werden aber auch Sagen, Märchen, Redensarten und andere Erscheinungen, in denen sich der betreffende Volksglaube ausdrückt, herangezogen.

Ein Heller und ein Batzen

Alte Münzsorten
Führung von Hauptkonservatorin Dr. E. Nau
durch die Württ. Münzsammlung

Freitag, 26. Januar, 17.00 Uhr. Die Führung vom 24. 11. mußte auf diesen Termin verschoben werden (siehe Heft 4/1961, S. 200).

Die Blumenwelt der Schwäbischen Alb

Vortrag von Oberstudiendirektor Dr. H. Scheerer
(mit Farblichtbildern)

Freitag, 9. Februar. In Fortsetzung seiner pflanzenkundlichen Vorträge wird Oberstudiendirektor Dr. H. Scheerer diesmal, an Hand von wiederum ausgezeichneten Farbaufnahmen, eine lebendige Vorstellung der Blumenwelt der Schwäbischen Alb erwecken, ihre natürliche Schönheit ins Bewußtsein rufen und sie nach ihren charakteristischen Daseinsbedingungen als eine große „Familie“ erkennen lehren.

Blockdiagramme

Führung von Prof. Dr. Georg Wagner

Samstag, 17. Februar, 16.30 Uhr, im Naturkundemuseum Schloß Rosenstein. Um Anmeldung wird gebeten. Prof. Dr. Georg Wagner wird dabei die im Schloß Rosenstein aufgehängten Blockdiagramme erläutern und vermittelt ihr das Verständnis des Aufbaus unserer heimischen Landschaft vertiefen.

Mundarten-Abend

mit Bruno Eppler, Radolfzell, und Benedikt Schöck,
Schwäb. Gmünd

Leitung: Wilhelm Kutter

Freitag, 23. Februar. Dieser Abend wird der erste in einer Reihe von Veranstaltungen sein, mit denen wir einheimische Mundartendichter vorstellen werden. Wir wollen uns dabei vor allem an den besonderen sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten der jeweiligen Mundart freuen und darüber hinaus den die Mundart Sprechenden – und den Mundartendichter – im Ernsten und im Heiteren zu verstehen suchen.

Lied aus Schwaben

Fräulein Hildegard Rohr (Sopran) singt Lieder der Stuttgarter Komponistin Käthe Volkart-Schlager nach Texten von Dichtern aus Schwaben

Freitag, 9. März, im Silchersaal der Liederhalle Stuttgart. Der Abend gibt einen Einblick in das Lebenswerk einer Frau, der alle Dichtung zu Musik wird, und die sich in besonderem Maße von den Dichtern unserer engeren Heimat zu ihrem musikalischen Schaffen hat anregen lassen. Die Liedauswahl reicht von Isolde Kurz und Hermann Hesse bis zu Hans Heinrich Ehrler und Albrecht Goes; auch einige Mundartlieder von August Lämmle werden wir zu hören bekommen. Wort und Ton machen also beide mit Schöpfungen aus Schwaben bekannt.

Erholungslandschaften

Möglichkeiten der Erschließung und Erhaltung
an Beispielen unseres Landes

Vortrag von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder
(mit Lichtbildern)

Freitag, 23. März. Naturschutz und Landschaftspflege enthüllen sich immer mehr in ihrer besonderen Bedeutung als Mittel der Selbsterhaltung unseres Volkes. Eine für die Volkswohlfahrt besonders brennende Frage ist dabei die der Erschließung und Erhaltung von Erholungsräumen, wobei der Vortragende auch auf die Anlegung von Oasen der Ruhe und Naturparken zu sprechen kommen wird. Wir werden einen tiefen Einblick in die Praxis eines Naturschützers und Landschaftspflegers nehmen können, der letzten Endes aus der Verantwortung für unser aller Wohl handelt.

Neu aufgedeckte Wandmalereien in Württemberg und neueste Forschungsergebnisse

Vortrag von Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden
(mit Lichtbildern)

Freitag, 30. März. Der stellv. Vorsitzende hat schon vor Jahren über seine amtliche Arbeit als Denkmalpfleger in Zusammenhang mit der Freilegung und wissenschaftlichen Einordnung von Wandmalereien unserer Heimat gesprochen. Er will diese kunstgeschichtliche Entdeckungsreise nun auf die inzwischen aufgedeckten Bilder ausdehnen. Es wird wiederum kunstgeschichtliches Neuland sein, das wir damit betreten dürfen.

Die Geschäftsstelle sucht Mitarbeiter

Kassenprüfer

Da unser bisheriger Kassenprüfer, Herr Casper, nach Ravensburg verzieht, ist die Funktion des Gegenrechners für unsere Jahresrechnung zu vergeben. Für freiwillige Meldungen aus dem Mitgliederkreise sind wir dankbar.

Mitarbeiterin

Wir suchen, auf längere Sicht, eine junge Mitarbeiterin, die in Stenographie und Schreibmaschinenarbeit ausgebildet ist. Bei dem Charakter unserer Vereinigung müssen wir dabei auch Wert legen auf gute Allgemeinbildung, geistiges Interesse, Freude an unseren Veranstaltungen, dazu auf die Bereitschaft, bei Studienfahrten als Reisebegleitung mitzugehen. Wir bitten unsere Mitglieder, ihre Aufmerksamkeit hierauf zu richten und geeignet scheinende Personen zu veranlassen, sich nach telefonischer Verabredung in der Geschäftsstelle vorzustellen.

Jahrbuch des Deutschen Heimatbundes 1960/61

Der Deutsche Heimatbund hat sein *Jahrbuch 1960/61* vor kurzem herausgegeben. Als Schriftleiter zeichnet Dr. Klaus Goettert, Neuß. Es übertrifft mit seinen etwa 130 Seiten das vorjährige kaum an Umfang, zeichnet sich diesem gegenüber aber auf den ersten Blick durch eine wesentlich reichere Bebilderung aus. So sind allein 17 Abbildungen kirchlicher Bauten aus alter und neuer Zeit, sechs aus Naturschutzgebieten und acht zum Thema Bauernhaus den entsprechenden Aufsätzen beigelegt. Andere Bildseiten zeigen Strukturpläne großer Neusiedlungen von Dr. H. B. Reichow, Hamburg; z. B. aus der Sennestadt und aus Leverkusen.

Schon aus diesen Andeutungen mag man erkennen, wie weit die Themen greifen, und daß der Deutsche Heimatbund seine Aufgabe nicht allein im Erhalten alter Werte, sondern ebensogut darin sieht, auf die heutige Entwicklung in den verschiedensten Lebensgebieten in den Sinn einer kulturellen Heimatpflege einzuwirken.

Fast alle Beiträge sind aus Vorträgen hervorgegangen, welche am Tag der deutschen Heimatpflege 1960 zu hören waren; die Begrüßungsansprache des Vorsitzenden, Herrn Staatsministers a. D. A. Flecken, Neuß, bildet auch im Buch die Einführung. Den Abschluß macht ein kleiner Katalog von „Aufgaben der Heimatpflege“ von Dr. J. Klersch, Köln. In ihm ist, wie auch in anderen Abschnitten, die sich mit der Erhaltung des Brautums befassen, noch besonders auf die Bedeutung der Mundart für das Heimatgefühl hingewiesen. Bemerkenswert ist, daß sich drei der Verfasser mit der Beziehung zwischen Liturgie und Denkmalpflege beschäftigen, und zwar aus der Sicht der verschiedenen Bekenntnisse. Dies deutet darauf hin, daß auch der Kirchenbau der Gegenwart sich nicht nur mit der Lösung formaler Aufgaben befassen kann und will, sondern den inneren Sinn seines Raumschaffens sucht. Wichtige städtebauliche und landschaftsplanerische Zukunftsaufgaben werden ebenfalls mehrfach behandelt. So schreibt z. B. Ministerialrat G. Schöning, Bad Godesberg, über „Sanierungsfragen in historischen Altstädten“, und Prof. Dr. K. Buchwald fordert im Zusammenhang mit der Einrichtung von Naturparken die Aufstellung von Landschaftsplänen für die Gestaltung und Pflege von großräumigen Erholungsgebieten.

Zu wertvoller Unterrichtung und zur Erleichterung der so wichtigen gegenseitigen Fühlungnahme dient das beigelegte Verzeichnis der Anschriften und der hauptverantwortlichen Vorsitzenden der 13 landschaftlich gegliederten Heimatbünde, welche Mitglieder des Deutschen Heimatbundes sind.

Das Jahrbuch wurde an einen größeren Kreis von Behörden, kulturellen Einrichtungen und an Einzelpersonlichkeiten, die man unseren Bestrebungen zugetan weiß, versandt und hat besonders wegen seiner ganzheitlichen Betrachtung des Begriffes „Heimat“ schon viel zustimmende Beachtung gefunden. Man kann den hier zusammengefaßten Gedanken und Erkenntnissen nur von Herzen eine weite Verbreitung und eine gute Verwirklichung wünschen.

In den Regierungsbezirken Nord- und Südwürttemberg mit Hohenzollern hat der Schwäbische Heimatbund die Verteilung übernommen. Bei der Geschäftsstelle können bei Bedarf weitere Exemplare erbeten werden. W. Kittel